Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 49 / Berlin, 4. Dezember 1908

Politisches Glossarium / Von Johannes W. Harnisch

Oh, über unsere Reichstagsabgeordneten! Ich will nicht von der Unzulänglichkeit reden, die sie bei der Behandlung des Kaiser-Interviews an den Tag gelegt haben; das hieße offene Türen einrennen. Aber sonst, so im allgemeinen. Was sind das doch für Kerlchen, die sich des deutschen Volkes berufene Vertreter nennen dürfen! Herr Georg Gothein! Er predigt in einem Zeitungsartikel die Sparsamkeit und kommt zu dem Schlusse, daß im ganzen Reichshaushalt nur an einem Posten gespart werden könne, an den „Landesverteidigungsausgaben" (das Wort prägte er): „Der Wunsch nach Abrüstung ist heute wohl bei allen Völkern und bei den meisten Regierungen vorhanden; seinen Hauptwiderstand findet er bei der Regierung des Deutschen Reiches . . . Warum kann nicht darüber der Dreibund mit dem Zweibund und England unterhandeln? Dabei können die besonderen Verhältnisse Rußlands gegenüber Japan immer noch berücksichtigt werden."

Ach nee! Die „besonderen Verhältnisse Rußlands gegenüber Japan" können berücksichtigt werden. Könnten es nicht möglicherweise eventuell vielleicht auch die besonderen Verhältnisse Deutschlands gegenüber den anderen Staaten? Sie, wenn auch nur in zweiter Linie und nur eventualiter, mitzuberücksichtigen, daran, geben Sie es zu, Herr Gothein! könnte man doch allenfalls auch denken. Oder? Ach, wahrscheinlich ist Ihnen nur noch niemals aufgegangen, daß es für Deutschland besondere machtpolitische Verhältnisse gibt, die für dessen militärische Notwendigkeiten bestimmend sind. Sonst — sonst würden Sie gegen deren Mitberücksichtigung doch sicher nichts einzuwenden haben. —

Wenn ich die undankbare Aufgabe hätte, Herrn Gothein die Anfangsgründe der Wissenschaft Politik beizubringen, so würde ich ihn folgendes auswendig lernen lassen: Erstens: Bismarck sagt: „Sämtliche Staatsverträge gelten nur unter der Klausel rebus sic stantibus." (Heißt: so lange die zur Zeit des Vertragsabschlusses vorhandene Sachlage erhalten bleibt; ich meine nur, weil Sie von Verhandlungen des Dreibundes sprachen, Herr Gothein.) Zweitens: Bismarck antwortete auf die bedauernde Feststellung Peter Schuwalows: „Vous avez le cauchemar des coalitions, cher Prince," „Nécessairement". (Heißt: Bismarck hatte „notwendigerweise" Furcht vor Koalitionen gegen Deutschland. Verstehen Sie ihn recht, Herr Gothein: „notwendigerweise": nämlich wegen der „besonderen Verhältnisse" Deutschlands, deren Existenz Ihnen bisher nicht ins Bewußtsein gedrungen scheint; er meinte nämlich, weil Deutschland eine militärstarke Großmacht in der Westflanke und zwei in der Ostflanke hat, müßte es so stark gerüstet sein, daß denen nie die Lust zu einem Koalitionsraubkriege gegen Deutschland käme. Meinte Bismarck, Herr Gothein; und der war kein Esel.)

*

Mochte man den Konservativen noch so viel zum Vorwurf machen, eins hatten sie vor den Liberalen stets voraus: politischen Takt und, daraus resultierend, Mangel an Demagogentum. Daß sie den Takt nicht mehr in dem Maße wie früher besitzen, zeigte,

daß sie bei der Interpellationsdebatte Herrn von Dirksen zum Worte verstatteten. Und für konservatives Demagogentum legt eben die Existenz und das fröhliche Blühen und Gedeihen der Dirksen, Kreth und Genossen in der konservativen Partei Zeugnis ab. Herr von Dirksen hielt den Augenblick für angemessen, eine höchst alberne Polemik gegen die Sozialdemokratie zu führen, die unter dem persönlichen Regimente von Bebel und Singer stöhnte. Was, nebenbei, Blödsinn ist. Ihre Hauptaufgabe sehen die Radaukonservativen seines Schlages eben darin, die Sozialdemokraten bei jeder Gelegenheit bis aufs Blut zu reizen; die ältesten und törichtsten Ammenmärchen über sie auszupacken; ihnen ihre Verachtung zu bezeugen; sich im Glanze von Argumenten zu sonnen, die in Tagelöhnerversammlungen eines gewissen Eindrucks nicht verfehlen mögen. Der alte Poltron und nicht von allzuviel Wissensballast beschwerte, aber ehrliche Kerl, Liebermann von Sonnenburg, legte sich im Interesse des großen Augenblicks die Zurückhaltung auf — sie mag ihn schwer genug angekommen sein —, nicht auf seine geliebten Juden zu schimpfen. Herr von Dirksen begriff nicht, daß die Aufgabe eines Vertreters des deutschen Volkes im gegebenen Momente war, die Sache des Volkes gegenüber dem Präsidium würdig wahrzunehmen. Sein demagogischer Radaukonservatismus geht eben nicht übers Niveau des strammen „Hurra"-Schreiens und der strammen Beschimpfung der Saubande von Sozialdemokraten.

Weil ihr die Antisemiten zu radausüchtig und zu demagogisch waren, hat die konservative Partei einst ihre Scheidung von ihnen vollzogen; sie, die einzige Partei, die ruhig auf die drei oder vier Parlamentssitze verzichten kann, die sie jetzt vielleicht dem Demagogentum ihrer Marktschreier verdankt. Es ist ein unerfreuliches Symptom dafür, daß wir rüstig auf dem Wege zur Ochlokratie fortschreiten, daß auch die Konservativen schon dem Pöbelsinn der Masse zu frönen sich gewöhnt haben.

*

Im Prozesse gegen die Döll in Leipzig erklärte der Staatsanwalt Dr. Kuntze zur Begründung seines Antrages auf Ausschluß der Oeffentlichkeit, ein Teil der Sexualprozesse der letzten Jahre sei öffentlich verhandelt worden, „und darüber hat die Presse natürlich objektiv berichten müssen".

Die Weise ist bekannt. Aber wenn mir doch nur einmal jemand sagen könnte, warum denn eigentlich die Presse über Sexualprozesse berichten „muß"! Sie selber will's durchaus nicht; sie stöhnt gar Bitteres über den Schmutz, der durch öffentlich verhandelte Sexualprozesse in die deutsche Familie hineingetragen wird; den sie also hineinträgt. Sie stöhnt; und gehorcht stöhnend ihrer Pflicht. Sie muß eben. Weshalb? Wer legte ihr die Pflicht auf, der sie stöhnend genügt? Ich möchte zu gern hinter des Rätsels Lösung kommen.

Doch um ganz ernsthaft zu sein: Die Lösung liegt natürlich einzig im Geldbeutelinteresse des Verlegers. Daß der dieses Interesse wahrgenommen wissen will, ist nicht verwerflich. Verwerflich ist nur, wenn sich der Journalist dem Verleger fügt, obgleich er durch seine Fügsamkeit ethische Werte zu schädigen glaubt. Und verwerflich ist der cant, der aus Rückgratlosen stöhnend schwerer Pflicht genügende Helden macht. Daß jetzt die Staatsanwälte schon zu gelegener Stunde in das Heuchellied einstimmen, scheint mir amüsant. Und charakteristisch: Nach dem Urgrund einer allgemein ausposaunten Heuchelphrase logisch zu forschen, ist nun einmal nicht jedermanns Sache.

*

Banderolensteuern. Nicht wahr? Der Hauptvorteil der indirekten Steuern gegenüber den direkten liegt darin, daß sie nicht so als Steuern empfunden werden? Darüber sind wir doch wohl einig. Bismarck liebte sie nur wegen dieses Zufriedenheit erhaltenden Momentes. Man vergißt sie; sie wirken nicht so aufstachelnd wie der Steuerzettel. Der Steuererheber ist sicherlich ein Träger der Staatsverdrossenheit; der Zigarrenhändler

oder Kneipenwirt ist es nicht. Neuerdings? Neuerdings wird alle Kraft aufgewendet, um dem Staatsbürger auch die indirekten Steuern als Steuern fühlbar zu machen. Wenn ein Anarchist bewußt Mittel zu diesem Ziele ersänne, er könnte kein besseres ausfinden als die Banderole. Jede Sektflasche und jede Zigarettenschachtel ruft schon heute dem Staatsbürger zu: „Denke daran, daß mein hoher Preis auf die Steuer zurückzuführen ist, die der Staat von dir verlangt." Jetzt sollen auch noch jeder Glühstrumpf, jede Glühbirne, jeder elektrische Beleuchtungskörper in den Ruf miteinstimmen. Recht so! Nun müßt ihr nur noch an jedem Gas- und Elektrizitätszähler einen Hinweis auf Paragraph soundso viel des Steuergesetzes, die zu verwirkenden Strafen in Fettdruck, anbringen. Und ihr habt den Staatsgedanken wieder erheblich in seiner Popularität gefördert.

Warum ist es unseren Geheimräten so absolut nicht gegeben, irgend etwas von Volkspsychologie zu verstehen? Lothar Bucher, der rote Geheimrat, behauptete, Regieren sei eine Kunst. Wie töricht! Es geht auch ohne alle Kunst. Man stümpert eben darauf los. (Bülow versteht zwar Etwelches von dieser Kunst; aber sich um Einzelheiten von Steuergesetzen kümmern? Dazu langt's nicht. Langt vielleicht auch tatsächlich die Zeit nicht.) Nein, manchmal kann einem wirklich die Galle überlaufen. Schließlich liebe ich dieses Deutsche Reich doch. Und muß wehrlos, hilflos zusehen, wie durch die Unfähigkeit des Bureaukratentums, durch gedankenträge, stupide Unfähigkeit, an ihm an seiner Zukunft, an seiner Beliebtheit aufs krasseste gesündigt wird.

*

Zwei Worte zur Mitteilung des „Reichsanzeigers" über die Audienz des Fürsten Bülow beim Kaiser in Potsdam. Fürst Bülow hat ihm also Vortrag gehalten. Der Kaiser hat seine Darlegungen und Erklärungen mit großem Ernste angehört. (Ist es niedlich oder ist es schlimm, daß die amtliche Mitteilung unterstreichen zu müssen glaubt, der Kaiser sei beim Vortrage des Reichskanzlers ernst gewesen? Beim Vortrage über diese Frage?) Also, wie gesagt, er hat den Reichskanzler mit großem Ernste angehört und hat dann seinen Willen kundgegeben. Sein Wille geht dahin, die Stetigkeit der Reichspolitik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Geht dahin? Ging dahin am 17. November gegen 12 Uhr mittags (wenn der amtlichen Erklärung zu trauen ist). Wie lange er dahin gehen wird, wissen wir nicht. Daß er nicht eben lange dahin gehen wird, ist selbstverständlich. Wer fünfzig Jahre lang jeden dritten Tag etwas anderes wollte, wird nicht ein anderer, weil die Saubengels schimpften, der Reichstag einige Reden schwang, Bülow, anscheinend geschickt, auf einige affektive Vorstellungen einzuwirken wußte. In dem „unbeirrt" meldet sich schon deutlich genug die Opposition gegen das Abgezwungene an.

Was Fürst Bülow also aus Potsdam mitbrachte, ist bitter wenig. (Die Frage braucht hier nicht untersucht zu werden, ob's seine oder ob's nicht viel mehr des Reichstages Schuld war, daß er nur so wenig zurückbrachte.) Genügt uns die Gewißheit, der Kaiser werde größere Zurückhaltung üben, solange die nachdrücklichen Hinweise auf Karl I. Stuart und Ludwig XVI. Bourbon im beweglichen Gemüte nicht allzu sehr verblaßt sind? Bis irgendein Adorant Philischen Schlages das schwache Selbstbewußtsein wieder stärkte? Die Gewißheit genügt nicht. Wir müssen mehr haben. Wir wollen die Gewißheit, daß der Kaiser (wie er einmal ist, unstät, wechselreich, ohne die Fähigkeit, Politisches richtig zu sehen, ohne die Fähigkeit, sich mit der Volksseele in Kontakt zu setzen) nicht mehr imstande sein soll, uns durch diese Mängel politisch zu schaden. Wie das gemacht wird, ist die Frage zweiten Ranges. Daß es gemacht wird, ist unbedingtes Erfordernis.

Freilich, die Kindereien oder Läppereien, mit denen der unfruchtbare Schoß des Reichstages beinahe gekreißt hätte (kurze Anfragen über auswärtige Politik nach englischem Muster; Ministerverantwortlichkeitsgesetz; Reichstagsausschuß für auswärtige Politik), sie genügen nicht. Genügen so wenig, wie das Kopfschmerzpulver oder der

Hühneraugenring zur Heilung der Cholera. Um eine so schwere Krankheit zu heilen, braucht man Mittel, die die Zusammensetzung der Körpersäfte umändern; die den Körper befähigen, die kranken Säfte auszustoßen.

Ich habe nirgends noch ein anderes Mittel nennen hören als das, auf das auch ich schon wiederholt hinwies: den Uebergang zum Parlamentarismus. Ich konstatiere, daß der Gedanke an seine Notwendigkeit sich schon über Erwarten weit verbreitet hat; bis zu den „Hamburger Nachrichten" (im Gegensatz zur merkwürdig törichten Stellungnahme des Alldeutschen Verbandes, der darauf warten will, daß seiner flachen Hand die Bismarcks in geiler Fülle entsprießen); bis zum Freiherrn von Zedlitz. Ich konstatiere ferner, daß das Volk vom Wesen des Parlamentarismus zurzeit noch keinerlei Vorstellung besitzt. Ein Mangel, der schleunige Abhilfe heischt. (Für einen reichen, weitsichtigen Patrioten gäbe es eine neidenswerte Aufgabe. Die, einen Preis auszusetzen für die beste volkstümliche Darstellung des Wesens des Parlamentarismus; und diese Darstellung als Massenbroschüre zu verbreiten. Leider scheint der Zweifel nicht ungerechtfertigt, ob es solche reichen, weitsichtigen Patrioten gibt.)

*

Am 10. und 11. November waren die Reichstagsdebatten über das Kaiser-Interview. Am 21. November zeigt sich der Kaiser zum erstenmal wieder vor einer Vertretung des deutschen Bürgertums. Bei feierlicher Gelegenheit: Die Hundertjahrfeier der Steinschen Städteordnung wird begangen. Noch ist die Erregung in aller Männer Brust groß genug, daß man auch ein taktloseres Wort bei dieser Gelegenheit hätte verzeihen, vielleicht gar nachfühlen können. Denn der, der den Kaiser hier begrüßen soll, ist das Haupt der Stadt Berlin, die vom Kaiser oft genug schlecht genug behandelt wurde. Ist selber vom Kaiser oft genug schlecht genug behandelt worden. Schwört zudem zur Fahne der freisinnigen Volkspartei, deren Programm seinen Bekennern verbieten müßte, des höfischen Schmeichelns glatte Kunst zu lernen.

Nun stellt er sich hin und hält an Kaiser und Kaiserin eine Ansprache, aus der ich das Charakteristische wortgetreu zitiere. „Eure Kaiserliche und Königliche Majestäten bitte ich, namens des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, den ehrfurchtsvollsten Dank dafür entgegenzunehmen, daß Eure Majestäten die Gnade haben, begleitet von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, an der heutigen Feier des hundertjährigen Bestehens der Städteordnung inmitten der städtischen Behörden teilzunehmen . . . Es ist das unsterbliche Verdienst Euer Majestät erlauchten Vorfahren, des Königs weiland Friedrich Wilhelms III., dessen wir heute in inniger Dankbarkeit gedenken, daß er dem Vertrauen zu seinem Volke sein Herz geöffnet und den Städten in Betätigung dieses Vertrauens die Städteordnung . . . gegeben hat . . . Euer Majestät haben es wiederholt mit huldvoll gnädigen Worten auszusprechen geruht, daß die Städte im vergangenen Jahrhundert dieses Vertrauen gerechtfertigt haben. Diese Anerkennung ermutigt uns zu der ehrfurchtsvollen Bitte, Euer Majestät wollen auch in Zukunft den preußischen Städten und insbesondere unserer Stadt eine vertrauensvolle, gnädige Gesinnung bewahren."

Kann der erbärmlichste quaestor sacri palatii am entmannten Hofe Justinians dem Kaiser würdeloser geschmeichelt haben? Was ist der in Ehrfurcht ersterbende Graf Ballestrem gegenüber dem durch wiederholte huldvoll gnädige Worte Sr. Majestät zu der ehrfurchtsvollen Bitte ermutigten Kirschner, Se. Majestät wolle „auch" in Zukunft Berlin eine vertrauensvolle, gnädige Gesinnung bewahren?

Freisinnige Mannesseelen! Ich habe oft herb von euch gesprochen und oft noch Herberes von euch gedacht. Aber, nicht wahr? Solche Jämmerlinge seid ihr doch nicht, einen Menschen auf dem höchsten Würdensitze, den ihr zu vergeben habt, zu lassen, der zu solcher Stunde so würdeloser Gesinnung Worte lieh.

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Pilgerleben

Fortsetzung

Nun pilgre ich nach den heiligen Stätten gemeinsam mit dem umherziehenden Volke, das auch unser Kloster an den Festtagen zu Hunderten anfüllte. Die Brüderschaft nahm den Pilgern, diesen Müßiggängern, die Kupfermünzen ab, zwang sie zu Klosterarbeiten, preßte sie auf jede Weise aus und sah noch obendrein auf sie herab.

Auf allen Wegen und Stegen wanken sie daher, die grauen Gestalten, mit Bündeln auf den Rücken, den Stecken in der Hand. Ohne Hast, voll Rüstigkeit, die Köpfe tief gebeugt, demütig, in Nachdenken versunken, vertrauend, mit offenen Herzen.

Sie pilgern und pilgern, Alte und Junge, Frauen und Kinder. Eine Stimme ruft sie. Eine Kraft fühle ich, die auch mich packt, auch mich beunruhigt, meiner Seele etwas zu offenbaren verspricht.

Es ist, als wenn die Erde selbst den Menschen von ihrer Brust losrisse und ihm zuriefe: „Wandere, frage, suche!"

Der Mensch geht, sucht, schaut, lauscht, geht wieder und geht. Die ganze Erde hallt wider unter den Füßen der Suchenden. Ueber Flüsse, Berge, Wälder und Meere, immer weiter, immer weiter, wo einsam die Klöster stehen und Wunder verheißen, immer weiter, wo die Hoffnung winkt, hinaus über das schwere, enge Leben. Sie suchen.

Sie suchen Gott, wie auch ich, und wissen schon nicht mehr, wohin sie sich wenden sollen. Sie wandern nur noch, weil sie nicht mehr die Kraft haben, sich selbst anzuhalten, flattern daher, wie die Flocken der Blume im Winde, leicht und ziellos.

Andere können ihrer Trägheit nicht Herr werden, schleppen sie auf ihrem Rücken daher, erniedrigen sich selbst und leben von der Lüge; und wieder andere sind ganz von dem Wunsche erfüllt, alles zu sehen, haben aber nicht die Kraft, etwas liebzugewinnen.

Viel überflüssiges Volk und abscheuliche Gauner seh' ich, und schamlose Müßiggänger, gefräßig wie die Läuse. Das ist nur die aufgewirbelte Staubwolke hinter der Menge, die erfaßt ist von der Unruhe des Suchens.

Unwiderstehlich reißt die Menge mich mit sich fort.

Einstmals in Bjeloosero seh' ich einen Mann — gut und sauber gekleidet — anscheinend in guten Verhältnissen.

Er hat sich im Schatten der Bäume gelagert. Allerhand Lumpen liegen neben ihm, eine Büchse mit Salbe und ein kupfernes Becken. Er kreischt:

„Ihr Rechtgläubigen! Wer seine Füße überanstrengt hat, wer an Geschwüren leidet — der komme her! Ich mach ihn gesund! Umsonst tu' ich's. Ich hab ein Gelübde getan, um meines Gottes willen!"

Es war ein Kirchenfest in Bjeloosero. Die Pilger strömen von allen Seiten herbei. Sie kommen zu ihm, setzen sich, nehmen ihre Fußlappen ab. Er wäscht ihnen die Füße, salbt ihre Wunden und belehrt sie:

„Ach, Bruder, wie unvernünftig du bist! Dein Bastschuh ist dir zu groß. Wie kann man denn in solchen Schuhen laufen?"

„Um Christi willen, sie sind ein Geschenk".

„Wer dir sie gab, hat ein gottgefälliges Werk getan. Daß du aber in einem solchen Bastschuh gelaufen bist — das ist eine Dummheit, keine Heldentat. Gott wird dir das nicht zum Verdienst anrechnen!"

Eine Frau tritt hinkend auf ihn zu.

„Ei, junges Frauchen, das ist keine Schwiele, die du dir gelaufen, sondern die französische Krankheit, mit Verlaub! Das ist ein ansteckendes Leiden, ihr Rechtgläubigen. Ganze Familien gehen daran zugrunde. Sehr bösartig ist es!

Das arme Weib war verlegen, erhob sich und ging mit niedergeschlagenen Augen davon.

„Immer heran, ihr Rechtgläubigen, im Namen des heiligen Cyrillus!"

Menschen kommen herbei, entblößen stöhnend ihre Füße. Er wäscht sie ihnen, sie aber danken ihm:

„Christus erlöse dich!“

Aber sein wohlgebildetes Gesicht zuckt in Krämpfen, und die geschickten Hände des Menschen zittern. Bald schloß er seinen frommen Kramladen zu und entlief.

Zur Nacht führte mich ein Mönchlein nach einem Schuppen. Auch der Salbenmann ist dort. Ich lege mich neben ihn nieder:

„Warum nächtigen Sie hier mit dem einfachen Volk, Verehrter? Nach Ihrer Kleidung zu urteilen, gehören Sie in ein Gasthaus.“

„Ich hab' ein Gelübde abgelegt, drei ganze Monate der Letzte unter den Letzten zu sein. Ich wünsche mein Werk bis ans Ende zu führen. So mögen mich denn zugleich mit den andern die Läuse fressen! Dabei kann ich Wunden nicht sehen, ich ekle mich davor, aber so zuwider es mir auch ist, so wasch ich doch Tag für Tag den Pilgern die Füße! Schwer ist der Dienst des Herrn, groß die Hoffnung auf seine Gnade!“

Ich verlor die Lust an seiner Unterhaltung, stellte mich schlafend, liege da und denke:

„Nicht allzu feist ist das Opfer, das er seinem Gott bringt!“

Ich hörte das Heu unter meinem Nachbarn knistern. Er erhob sich, kniete leise nieder und begann zu beten, anfangs wortlos, dann aber höre ich ihn flüstern:

„O heiliger Cyrillus, bitte den Herrn für mich Sünder, daß er meine Geschwüre und Eiterbeulen heile, wie auch ich die Geschwüre der Menschen heile! O allsehender Gott, sieh mein Mühen gnädig an und erbarme dich meiner! Mein Leben ist in deiner Hand. Ich weiß, ich habe gerast in den Leidenschaften, aber hart genug bin ich schon gestraft von dir. Verwirf mich nicht wie einen Hund, und laß deine Leute mich nicht hinwegtreiben, laß mein Gebet zu dir emporsteigen wie Weihrauch!“

Hier verwechselte also ein Mensch Gott mit einem Arzte. Höchst zuwider war mir dies, und ich verstopfte mir die Ohren mit den Fingern.

Als er sein Gebet beendet hatte, nahm er seine Reisezehrung aus dem Rucksack und schmatzte lange wie ein Eber.

Viele Menschen dieser Art habe ich gesehen. Zur Nachtzeit kriechen sie vor ihrem Gott, und am Tag schreiten sie erbarmungslos über die Leiber ihrer Mitmenschen hin. Sie haben Gott zum Hehler ihrer Greuel erniedrigt, suchen ihn zu bestechen und feilschen mit ihm:

„Vergiß nicht, o Gott, wie viel ich dir gezahlt habe!“

Ein Pilgersmann belustigte mich ganz besonders durch seinen Eifer. Ich ging mit ihm von Perejaslawl nach Rostow, und den ganzen Weg über brüllte er in einem fort:

„Wo ist die heilige Satzung Feodors, des Studiten?“

Es war ein satter, gesunder Mensch, schwarzbärtig und rotwangig, hatte Geld und machte sich in den Nachtquartieren mit den Weibern zu schaffen.

Einst stritt ich mit einem, der die Demut predigte. Da sprachen Männer zu mir:

„Es ist hier ein merkwürdiger Mensch. Möchtest du nicht mal mit dem reden?“

Sie führten mich an den See im Walde während der Abendmesse zu einem Jüngling, der mitten unter Pilgern stand. Ein Mönch war es, ganz dunkel im Gesicht, als wenn ihn der Blitz versengt hätte, das Haar kurz geschoren, von trockenem, herbem Wesen, das Gesicht nichts als Knochen, zwischen denen ein braunes Augenpaar heiß hervorglühte. Er hustete beständig und bebte am ganzen Leibe. Er sah mich mit offener Feindseligkeit an und sprach, mühsam Atem holend:

„Die Leute da sagen mir, daß du die christliche Demut und Geduld verwirfst.“

Ich erinnere mich nicht mehr, was ich damals entgegnete, nur sein abgehärmtes Gesicht und die gebrochene Stimme ist mir im Gedächtnis geblieben, mit der er auf mich losschrie.

„Nicht um dieses Lebens willen sind wir da, sondern für das Jenseits! Der Himmel ist unsere Heimat, hörst du wohl?“

Ein lahmer Soldat, der im Feldzuge gegen die Fekinzen ein Bein verloren hatte, trat ihm entgegen und sprach finster:

„Meine Rede, ihr rechtgläubigen Leute, ist die: Wo weniger Furcht ist, da ist mehr Wahrheit!

Wenn du Furcht hast vor dem Tode, so ist das deine Sache, brauchst aber darum andere nicht zu ängstigen, wir sind auch ohne dich schon verängstigt genug!"

Der junge Mensch verschwand, aber das Volk blieb, um mich anzuhören. Ich sprach lange dort in der Dämmerung, zwischen den hohen Tannen und den ernsten Menschen.

Alle Gesichter um mich flossen in ein einziges, großes, trauriges Gesicht zusammen, mit grübelndem, trotzigem Ausdruck, stumm, doch kühn in geheimen Gedanken, in den hundert Augen ein unauslöschliches Feuer.

Hier liegt die Quelle für die Unruhe der Gesetzeshüter. Sie sehen diesen trotzig fragenden Blick. Sie sehen, wie das Volk still und stumm daherschreitet. Sie fühlen schon die unsichtbaren Strahlen seines neuen Gedankens, begreifen, daß das geheime Feuer ihre Gesetze in Asche verwandelt, daß ein anderes Gesetz statt des ihrigen zur Geltung kommen wird.

Einstmals bemerkte ich, daß ein graues altes Männchen, klein, sauber wie ein nackter Knochen, mich auf ganz eigene Weise beobachtet.

Seine Augen lagen tief in den Höhlen, wie wenn sie vor irgend etwas erschrocken wären. Etwas Trockenes ist in ihm, doch ist er stämmig wie ein junger Bock und flink auf den Füßen. Ueberall drängt er sich an die Leute heran, geht mitten in die Menge hinein — lebt gleichsam von der Seite her und guckt den Leuten ins Gesicht, wie wenn er einen Bekannten sucht. Es scheint, daß er irgend etwas von mir will, jedoch nicht drum zu bitten wagt, so daß schließlich sein schüchternes Wesen mein Mitgefühl erregte.

Ich war auf dem Wege nach Lubny, zu Afanassij, dem Sitzenden, und er schritt an seinem weißen Wanderstabe geräuschlos hinter mir her.

„Seit wann wanderst du so, Onkelchen?"

Erfreut durch meine Anrede, warf er den Kopf zurück und kicherte leise:

„Seit neun Jahren schon, mein Lieber, seit neun Jahren! — Aber sag mal, wie denkst du über den Tod?"

„Der Tod ist da irgendwo . . ."

Er drohte mir auf so spaßige Weise mit dem Finger:

„Ja, ja, so ist's, immer ist er da, immer!

„Ueber allem weht er. Der Mensch geht daher, wie auf Stelzen am Abgrunde. Ein Flügelschlag des Todes, der Mensch ist hin!"

Er lacht. Von Tränen fließen seine Augen über.

Was soll ich ihm erklären? Nie hatte ich über den Tod nachgedacht, und auch jetzt hatte ich keine Zeit dazu.

„Es ist dir wohl recht schwer ums Herz, Großvater?"

„Ach, mein Lieber, so bang ist mir — gar nicht sagen kann ich dir's! Am Tage such' ich mich an die Menschen zu halten, versteck' mich hinter ihnen. Der Tod ist ja blind, vielleicht sieht er mich nicht, oder greift fehl, nimmt einen andern mit! In der Nacht aber, wenn kein Schutz da ist — wie schrecklich ist's dann, so ohne Schutz dazuliegen! Es ist dir, als fühltest du über dir eine schwere Hand, als berührte „er" deine Brust, als suchte er, ob du da bist. Er spielt mit deinem Herzen wie die Katze mit der Maus, und es ist voll Angst, und es zittert — ah, oh! Du richtest dich auf, schaust um dich, ringsum siehst du Leute liegen, aber ob sie aufstehen werden — wer weiß es?"

Seine Lippen zittern — er scheint zu lächeln, aus seinen Augen rinnen Tränen.

„Wenn er's noch rasch macht, innerhalb einer Stunde, oder im Schlafe — aber da kommt erst die Krankheit und zehrt einen so ganz allmählich auf! . ."

Sein Gesicht bedeckte sich mit Runzeln, und sein Haar sträubte sich empor, wie schimmelig sieht er aus. Er trippelt und hüpft daher. Die Augen sind erloschen. Ganz leise murmelt er, halb zu mir gewandt, halb für sich selbst:

„O Herr! Nur als kleine Mücke möcht' ich weiterleben auf der Erde! Töte mich nicht; o Herr! Nur als Wanze oder als ganz kleine Spinne!"

„Ach, du jämmerliches Kerlchen!" dachte ich.

Im Quartier aber wurde er ganz lebendig und begann gleich drauf los zu reden, vom Herrn der Welt, dem Tode. Ihr werdet sterben, predigt er den Leuten, werdet verschwinden und wißt weder Tag noch Stunde; vielleicht trifft euch der Blitz, drei Werst von hier. . .

Die einen werden traurig von seinen Worten, andere werden böse und schelten ihn aus, und ein junges Weib bemerkte:

„Hast dein Pulver verschossen — daher deine dummen Possen . . ."

Sie sagte das in so boshaftem Tone, daß der Alte sogleich innehielt in seiner Lobpreisung des Todes und schwieg.

Dieses junge Weib ist eine Bäuerin, eine Kleinrussin. Die Zähne fest aufeinander gepreßt, geht sie schweigend daher, ihr sonnenverbranntes Gesicht ist verärgert, und in den Augen blitzt es zornig auf. Fragt man sie etwas, dann antwortet sie spitz, als wenn sie mit dem Messer zustäche.

„Schrei mich doch nicht so an, meine Liebe. Sag mir lieber, wo dich der Schuh drückt — vielleicht wird's dir leichter davon!"

„Was wollen Sie von mir?"

„Nichts will ich, hab keine Angst!"

„Ich fürcht' mich auch nicht. Aber zuwider ist mir's!"

„Was ist dir denn zuwider an mir?"

„Warum setzen Sie mir so zu? Ich ruf' die Leute!"

So schrie sie alle an — ob alt oder jung, auch die Frauen.

„Ich will nichts von dir, nur deinen Schmerz will ich wissen, will alles kennen lernen, was die Menschen quält."

Sie sah mich von der Seite an und sagte:

„Gehen Sie zu den andern! Alle leiden leiche Not, hol' sie der Teufel!"

„Warum denn?"

„Weil ich's so will!"

Wie eine Besessene erscheint sie mir.

„Für wen willst du denn beten an den heiligen Stätten?"

Da lacht sie übers ganze Gesicht, mäßigt ihren Schritt und sagt vor sich hin, als spräche sie gar nicht zu mir:

„Im vergangenen Frühjahr ist mein Mann nach dem Dnjepr gegangen, um da Holz zu flößen — und ist nicht wiedergekommen! Vielleicht ist er ertrunken, vielleicht hat er ein anderes Weib gefunden. Wer weiß es? Der Schwiegervater und die Schwiegermutter sind arme, böse Leute. Zwei Kinder hab' ich, einen Knaben und ein Mädchen. Wovon sollt' ich sie ernähren? Ich wollte arbeiten, wollte die Knochen im Leibe nicht schonen. Aber es gab keine Arbeit, und was kann ein Weib schließlich durch Arbeit verdienen? Der Schwiegervater schimpft — du bist uns mit deinen Kindern ein Stein am Halse, hast uns arm gegessen und getrunken! Und die Schwiegermutter redet mir zu: Du bist jung, geh in die Klöster, die Mönche sind lüstern auf die Weiber, wirst viel Geld verdienen! . . . Ich kann's nicht mehr ansehen, wie die Kinder hungern — nun, und so ging ich denn. Soll ich sie ersäufen? Nein, lieber geh' ich."

Sie spricht wie im Traume, durch die Zähne, unverständlich. Aus ihren Augen schreit der Schmerz der Mutter.

„Das Söhnchen ist schon vier Jahre alt. Ossip heißt der Kleine, und die Tochter Hanka. Ich schlug sie, wenn sie Brot von mir verlangten — schlug sie, ja! Seit einem Monat geh' ich so — vier Rubel habe ich verdient. Die Mönche sind geizig. Auf ehrbare Weise hätte ich mehr verdient! O, ihr Teufel, ihr Teufel! Wo ist das Wasser, mit dem ich mich reinwaschen kann?"

„Gott wird dir verzeihen — um deiner Kinder willen!"

O, wie sie da aufschrie!

„Was mir daran wohl liegt? Unschuldig bin ich vor Gott. Verzeiht er mir nicht, dann ist's auch gut, und wenn er verzeiht, so kann ich's doch selbst nicht vergessen, nein In der Hölle kann's nicht schlimmer werden! Dort werden wenigstens die Kinder nicht bei mir sein!"

Ihr Gesicht ist wenigstens ganz wie versteinert. Grob sind ihre Züge, und doch von ernster Schönheit, die Augen dunkel, das Haar dicht und stark. Die ganze Nacht bis zum frühen Morgen sprachen wir miteinander, am Waldesrand sitzend, hinter dem Häuschen des Bahnwärters, und ich sehe, daß das Herz der Aermsten ganz ausgebrannt ist, nicht einmal weinen kann sie, nur wenn sie von ihren Kinderjahren sprach, lächelte sie zweimal wider Willen, und ihre Augen blickten sanfter.

Und ich denke im stillen, während sie so spricht:

„Sie ist imstande zu morden, wird sicher noch jemanden töten Oder wir [illegible] Buhlerin schlimmster Art — keinen Ausweg gibt es für sie!"

„Gott sehe ich nicht, und die Menschen liebe ich nicht", sagt sie. „Was sind mir das für Menschen, die einander nicht helfen können? Die wolf Menschen sein! Vor dem Starken sind sie Lämmer, für den Schwachen — Wölfe! [illegible]er selbst die Wölfe leben doch in Rudeln, und die Menschen leben jeder für [illegible], einer [illegible] des andern Feind! O, gar viel hab' ich gesehen und erlebt, verderben mögen sie alle! Kinder [illegible] sie in die Welt, und verstehen nicht, sie groß zu ziehen — ist das recht? Ich habe meine Kinder geschlagen, wenn sie Brot von mir wollten, geschlagen!"

Als der Morgen kam, verließ sie mich, um ihren Körper den Mönchen feil zu bieten. Im Fortgehen sprach sie höhnisch zu mir:

„Was ist denn mit dir? Wir haben zusammen genächtigt, und du bist stärker als ich — warum hast du keinen Gebrauch gemacht von dem billigen Fleisch? Ach, du!"

Es war mir, als versetzte sie mir einen Schlag ins Gesicht.

„Es ist Unrecht von dir," sprach ich, „mich so zu beleidigen!"

Da verdüsterte sich ihr Gesicht:

„Es treibt mich etwas, jeden zu beleidigen, wenn er selbst unschuldig ist! Du bist noch jung, und schon ganz ausgetrocknet, ergraut sind deine Schläfen — begreif's wohl, hast auch deinen Kummer zu tragen. Mir aber ist alles gleich! Mit niemand hab ich mehr Mitleid. Leb wohl!"

Sie ging.

Im Frauenkloster

Ich kehrte auch in Frauenklöstern ein, auf ein oder zwei Wochen. In einem solchen, an der Wolga, verletzte ich mir beim Holzzerkleinern mit der Axt das Bein. Mutter Feoktista, eine gutmütige alte Frau, pflegte mich. Es war ein kleines Klösterchen, doch reich, die Schwestern waren alle wohlgenährt und behäbig. Ich ärgerte mich über ihre Süßlichkeit, ihr Struplächeln, ihre dicken Kröpfe.

Eines Tages wohnte ich der Abendmesse bei und höre, wie eine Chornonne ganz wunderbar singt. Es war ein Mädchen von hoher Gestalt. Ihr Gesicht glühte, die schwarzen Augen hatten einen strengen Ausdruck, die Lippen waren voll und rot, die Stimme war von großem Umfang und sicher. Sie sang, als wenn sie nach etwas fragte, und aus ihrer Stimme klang es wie zornige Tränen.

Mein Bein war schon fast heil, ich wollte mich von neuem auf den Weg machen und konnte wieder arbeiten. Eines Tages säuberte ich die Wege im Klostergarten vom Schnee, da kam jene Chornonne, ganz leise, wie starr schritt sie daher. In der an die Brust gepreßten Rechten hatte sie den Rosenkranz, die Linke hing schlaff am Körper herab, die Lippen waren fest zusammengekniffen, die Brauen gerunzelt, das Gesicht bleich. Ich verneigte mich vor ihr, sie aber warf den Kopf auf und sah mich mit einem Blick an, als hätte ich ihr einmal ein großes Leid angetan.

Ihr Verhalten reizte mich, überhaupt konnte ich diese jungen Klosterschwestern nicht leiden.

„Nun Schwester, es ist wohl nicht leicht, hier das Leben?“

Sie blieb stehen:

„Was sagtest du da?“

„Es ist schwer, sich zu überwinden?“

Sie antwortete ganz leise, in bösem Ton:

„O, du Satan!“

Rasch enteilte ihre schwere Gestalt, wie ein Wolkenfetzen am stürmischen Tage.

Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, ihr das zu sagen. Es stiegen damals solche Gedanken in mir auf, stiegen auf und flogen als Funke dem ersten besten ins Auge. Es schien mir, daß alle Menschen lügen und sich verstellen.

Nach einiger Zeit sah ich sie auf einem anderen Wege wieder. Abermals fühlte ich's wie Aerger in mir aufsteigen. Wie kommt sie, denk ich, in diese schwarze Hülle? Als sie an mir vorüberschritt, sagte ich:

„Willst du von hier entfliehen?“

Das Mädchen fuhr zusammen, warf den Kopf zurück und richtete sich kerzengerade in die Höhe. — Ich dachte, sie würde aufschreien.

Doch ging sie vorüber. Ich hörte die unerwartete Antwort:

„Heut abend sag ich's.“

Ich erschrack fast. Dachte zuerst, ich hätte mich verhört. Aber, obschon sie es ganz leise gesagt hatte, waren ihre Worte doch klar wie Glockenschläge in mein Ohr gedrungen. Wenn ich's auch lächerlich fand, ich war doch erregt durch ihre Worte, dann aber beruhigte ich mich bei dem Gedanken, daß sie sich nur einen kecken Scherz erlaubt hätte.

Als ich mir damals das Bein verletzte, hatte man mich in die Klosterherberge geschafft und dort in einem kleinen Zimmer unter der Treppe untergebracht, wo ich auch jetzt noch weiterlebte.

Am Abend jenes Tages nun lag ich auf meinem Bett und dachte gerade darüber nach, daß ich mein Wanderleben aufgeben und lieber irgendwo in der Stadt in einer Bäckerei Arbeit suchen wollte.

Plötzlich klopfte es leise — ich springe auf und öffne. Eine alte Nonne verneigt sich vor mir und spricht:

„Kommen Sie, bitte!“

Ich begriff, wohin es gehen sollte, fragte nichts weiter, sondern ging mit und drohte im stillen:

„So steht's? Wart, meine Liebe, dir will ich die Seele aufrütteln!“

Durch verschiedene Gänge und Korridore gelangten wir ans Ziel; die Alte öffnete die Tür, stieß mich vorwärts und flüsterte:

„Ich führe Sie dann wieder zurück . . .“

Ein Zündholz leuchtete auf und ließ mich in der Dunkelheit ein bekanntes Gesicht sehen. Ich höre eine Stimme:

„Verschließen Sie die Tür!“

Ich schob den Riegel vor. Dann tastete ich mich bis zum Ofen hin, lehnte mich mit dem Rücken dagegen und fragte:

„Machen Sie kein Licht?“

Das Mädchen kicherte ganz leise:

„Was für Licht?“

„Ach, du Racker!“ denk' ich.

Ich schweige. Das Mädchen sehe ich kaum — ganz im Dunkeln ist sie, wie eine finstre Wolke auf bewölktem Nachthimmel.

„Warum schweigen Sie?“ Ihre Stimme hat etwas Herrisches.

Sie muß reich sein, denk ich, und sage:

„Sie haben das Wort!“

„Sprachen Sie im Ernst von einer Flucht?“

Ich dachte einen Augenblick nach, wie ich ihr wohl recht spitz antworten könnte und antworte darauf langsam, in aller Ruhe, so recht höhnisch:

„Nein, ich wollte nur Ihre Tugend prüfen.“

Sie brannte ein zweites Zündholz an; ihr Gesicht flammte auf, die schwarzen Augen blickten mich verwegen an. Eine leichte Scheu befiel mich. Mein Auge hatte sich an das Dunkel gewöhnt. Ich sah, daß sie mitten im Zimmer stand, hoch aufgerichtet, schwarz, in selten straffer Haltung.

„Meine Tugend brauchen Sie nicht zu prüfen. Nicht darum ließ ich Sie rufen; wenn Sie mich nicht verstehen wollen, dann gehen Sie. . . .“

Etwas Rauhes lag in ihrem Flüstern; nicht die Lust an lockeren Streichen klang daraus hervor, sondern etwas anderes, Ernstes. In der Wand vor mir war ein Fenster, das sich wie ein in die Tiefe der Nacht hineingehauener Gang ausnahm. Es war mir beklommen zumute, ich hatte das Gefühl, mich getäuscht zu haben, und immer peinlicher wurde meine Stimmung.

„Ich kann nirgends hinfliehen, bin von meinem Oheim mit Gewalt hierher gebracht worden, halt's aber hier nicht länger aus. Aufhängen werde ich mich . . .“

Sie schwieg plötzlich, als wäre sie in eine Grube gestürzt.

Ich war ganz fassungslos vor Bestürzung, sie aber kommt immer näher an mich heran und atmet schwer.

„Was wollen Sie denn?“

Nun ist sie ganz dicht zu mir herangetreten und legt mir den Arm auf die Schulter. Ich fühle, wie er zittert, und auch ich bebe am ganzen Leibe, die Kniee wanken mir, und gewaltsam muß ich Luft schöpfen, als schnürte das Dunkel mir die Kehle zu.

„Vielleicht ist sie — eine Besessene?“ denke ich.

Sie aber ist in Schluchzen ausgebrochen, und während ihr heißer Atem mein Gesicht berührt, flüstert sie mir ins Ohr:

„Ich hatte ein Söhnchen geboren — das haben sie mir weggenommen, mich aber sperrten sie hier ein. Ich halte, halt's hier nicht aus! Sie sagen, mein Kindchen sei gestorben — der Onkel, mein Vormund, und die Tante sagen es — vielleicht haben sie es ermordet oder ausgesetzt, denk einmal, du mein Guter! Noch zwei Jahre bin ich in ihrer Gewalt, dann werde ich volljährig, hier aber kann ich nicht sein!“

Aus ihrem Innersten kommt das alles, und ich fühle, daß ich ihr unrecht getan habe, und habe Mitleid mit ihr. Doch zugleich fürchte ich mich. Wie halb wahnsinnig erscheint sie mir, und ich weiß nicht, soll ich ihr glauben oder nicht?

Sie flüstert mitten durch ihre Tränen:

„Ein Kind will ich haben . . . Hab ich das erst, dann jagen sie mich hier fort Ein Kleines will ich. Ist das erste tot, dann will ich ein zweites gebären. Das lasse ich mir nicht wieder wegnehmen. Ich lass' meine Seele nicht berauben! Ich bitt dich um Erbarmen und Hilfe, du guter Mensch, hilf mir mit deiner Kraft, gib mir zurück, was mir genommen wurde, glaub mir um Christi willen. Ich bin eine Mutter, keine Buhlerin, will nicht die Sünde, sondern den Sohn, nicht lüsternen Zeitvertreib, sondern das Kind!“

Ich war wie im Traume. Ich glaubte ihr. Wie sollte man nicht glauben, wenn ein Weib so entschlossen eintritt für sein Recht, daß es einen Unbekannten um Hilfe anruft und ihm ins Gesicht sagt:

„Man verbietet mir, einen Menschen zu gebären — hilf mir!“

Ich dachte an meine Mutter, die ich nie gekannt. Vielleicht war auch sie so durch ihre weibliche Kraft in die Gewalt meines Vaters getrieben worden? Ich umarmte sie:

„Verzeih mir, ich habe Schlechtes von dir gedacht, um der Gottesmutter willen, verzeih mir!“

Als sie jedoch so in meinen Armen lag, durchzuckte mich von neuem ein listiger Gedanke: wie, wenn sie mich doch betrügt, wenn sie mit anderen dasselbe Spiel treibt?

Sie erzählte mir von ihrem Leben. Sie war die Tochter eines Schlossers. Ihr Onkel war Heizer, ein dem Trunk ergebener, roher Mensch. Im Sommer war er auf einem Dampfer beschäftigt, im Winter im Hafen. Sie war eine heimatlose Waise. Dreizehn Jahre war sie alt gewesen, als ihre Eltern bei einem Dampferbrande auf der Wolga ertranken. Mit siebzehn Jahren war sie von irgendeinem Herrchen Mutter geworden. Ihre leise Stimme fließt gleichsam über in meine Seele. Ich fühle ihren warmen Arm um meinen Nacken. Ihr Kopf ruht auf meiner Schulter. Ich höre ihre Worte, an meinem Herzen aber frißt der böse Wurm des Zweifels.

Sie erzählt vom Kloster. Ich höre, daß sie nicht die einzige ist, die mit Gewalt in ihm festgehalten wird. Plötzlich sagt sie, mich liebkosend:

„Ich habe hier eine gute Freundin, ein reines Mädchen, aus reichem Hause. O, wenn du wüßtest, wie schwer es ihr hier fällt! Auch sie möchte ein Kind haben. Dann jagt man sie fort von hier, und sie kann zu ihrer Taufpatin gehen.

„O Gott!“ denke ich „— noch eine solche Unglückliche . . .“

Christa flüstert mir leise ins Ohr:

„Soll ich dich mit dieser Freundin bekannt machen?“

Diese Worte überzeugten mich davon, daß ich ihr unrecht getan, und ich hätte sie fußfällig um Verzeihung bitten mögen. Denn ich begriff, daß nur ein reines Weib, das die Würde der Mutterschaft recht empfand, so sprechen konnte. Ich bekannte ihr, daß ich an ihr gezweifelt hätte. Da stieß sie mich zurück und weinte still im Dunkeln. Ich aber wagte es nicht, sie zu trösten.

„Meinst du denn, ich hätte mich nicht geschämt, dich hierher rufen zu lassen? Glaubst du, es sei mir leicht gefallen, bei meiner Schönheit und Gesundheit, einen Mann um seine Liebe zu bitten, wie um ein Almosen? Warum hab ich mich denn gerade dir anvertraut? Ich sehe einen ernsten Menschen, mit strengem Blick, der wenig spricht und sich um die jungen Nonnen nicht kümmert. An den Schläfen ist dein Haar ergraut. Dann schienst du mir auch — ich weiß nicht, weshalb — so gut, so brav. Als du mir nun gleich mit dem ersten Wort so boshaft begegnetest, da weinte ich: ich habe mich getäuscht, dachte ich. Schließlich habe ich mich doch entschlossen, der Herr gebe seinen Segen dazu! — und dich rufen lassen.“

„Verzeih mir.“

Sie küßte mich.

„Gott wird dir verzeihen.“

Da klopfte die Alte an die Tür und flüsterte:

„Nun müßt ihr Abschied nehmen, es wird gleich zur Frühmesse läuten!“

Als sie mich zurückgeleitete, sagte sie:

„Sie könnten mir doch ein Rubelchen schenken!“

Ich hätte sie niederschlagen mögen.

Fünf Tage lebte ich so mit Christa zusammen, länger ging's nicht an, denn die Chornonnen und Novizen setzten mir heftig zu, und dann hatte ich auch das Bedürfnis, allein zu sein und dieses ganze Erlebnis zu überdenken. Wie kann man einem Weibe verbieten, Kinder zu gebären, wenn es den Willen dazu hat, da doch Kinder stets der Anfang eines neuen Seins und die Träger neuer Kräfte waren und immerdar sein werden.

Noch einen andern Grund hatte ich, mich aus dem Kloster zu entfernen, Christa hatte mich mit ihrer Freundin bekannt gemacht: es war ein zartes Mädchen, blond und blauäugig, ganz meiner Olga ähnlich. Ihr Gesichtchen hatte etwas so Keusches, und mit tiefer Schwermut schaute sie auf alles. Es zog mich zu ihr hin, und Christa redete mir in einem fort zu. Für mich aber lag hier der Fall doch anders — Christa war kein Mädchen mehr, Julia aber war noch unschuldig, also mußte auch ihr Gatte nach meiner Meinung es sein. Ich hatte auch nicht den Glauben an mich, wußte nicht, wes Geistes Kind ich selbst war. Bei Christa war mir kein Bedenken aufgestiegen, bei dieser aber konnte es leicht der Fall sein; vielleicht auch nicht — wer weiß? Jedenfalls hielt ich mich von ihr zurück.

Ich nahm Abschied von Christa, die einige Tränen vergoß und mich bat, ihr zu schreiben; sie wollte mich über ihr Ergehen auf dem laufenden erhalten und gab mir eine geheime Adresse. Bald nach unserer Trennung schrieb ich ihr. Sie antwortete mir in einem schönen Briefe, und ich schrieb dann noch einmal, doch sie schwieg. Erst nach anderthalb Jahren erhielt ich in Sadonje ihre Antwort. So lange hatte der Brief auf der Post gelegen. Sie teilte mir mit, daß sie ein Kind geboren habe — einen Sohn, den sie den Namen Matwjej gegeben habe; er sei munter und gesund, und sie wohne mit ihm bei einer Tante. Der Onkel sei gestorben, habe sich totgetrunken. Jetzt bin ich meine eigene Herrin, schreibt sie, und wenn du kämest, würdest du mit Freuden aufgenommen werden. Ich hätte gern meinen Sohn und meine Gattin gesehen, die mir der Zufall vermählt hatte, doch war ich damals gerade im Begriff, den rechten Weg einzuschlagen, und so schrieb ich ihr, ich könne jetzt nicht kommen, würde mich aber später bei ihr einfinden.

Später aber heiratete sie dann einen Buch- und Landkartenhändler, mit dem sie nach Rybinsk übersiedelte.

Fortsetzung folgt

Tagebuch / Von Hermann Bahr

Levico, 10. August. Seltsam war mir das heute. Ich fand gestern einen Sessel hier, auf dem es sich so gut sitzt, daß ich meine, nun erst zu wissen, was Sitzen ist und alle seine Wonnen zu kennen. Man hat solche Anfälle. Mit Schreibfedern oder Bleistiften geht's einem auch manchmal so. Der Mensch ist töricht, aber es hilft nichts, sich das zu sagen. Ich träume von diesem Sessel. Ich habe das Gefühl, daß das ganze Leben ganz anders ausschauen müßte, auf diesem Sessel erlebt. Ich könnte nun den Sessel kaufen und mitnehmen. In meinen Zimmern soll aber alles von Olbrich sein. Das ist mir fast ein Aberglaube. Olbrich, das ist mir wie meine eigene Jugend. Olbrich, das ist mir ein reiner Spiegel. Olbrich, das ist mir ein Zeugnis aller guten Stunden. Nein, das darf ich mir nicht stören. Ich will es anders machen: ich will den Sessel ausmessen und das Maß an Olbrich schicken, der soll ihm seine Form geben. Oder er lacht mich aus, und dann bin ich geheilt durch sein starkes, frohes Lachen. Indem ich daran gehe, klopft's. Die Post kommt. Briefe, Zeitungen. Wunderlich, da steht, indem ich das Blatt öffne, sein Name. Und ein großes Kreuz ist dabei. Wunderlich ist es mir: eben habe ich noch an meinen Olbrich gedacht, und nun ist da ein anderer Olbrich tot! Und ich blättere weiter, was geht mich dieser fremde Olbrich an? Und erst später fällt es mir wieder auf, ich lese, der erste Satz heißt: Aus Darmstadt kommt die erschütternde Nachricht —. In Darmstadt lebt auch mein Olbrich. Aber ich bin ganz ruhig. Ich lese noch immer, ich kann nicht mehr zweifeln, daß es mein Olbrich ist. Aber ich kann es nicht glauben. Und noch eine Stunde lang muß ich mir immer sagen: Der Olbrich ist tot! Es geht nicht in mich hinein. Wache doch schon endlich auf und wirf diesen albernen Traum ab! Du weißt doch, daß du träumst, denn es kann nicht sein!

Es gibt kaum drei Männer in Europa, die mir so wert und so lieb sind; keiner mehr. Alles Große, Starke, Freie war er mir. Was er immer ergriff, ging aus seinen tapferen Händen verklärt und mit einem Adel hervor, und wo er immer schritt, war um ihn ein Leuchten von Kraft und Schönheit. Nie habe ich ihn klein oder lasch werden und ins Gemeine sinken und sich ergeben gesehen; er war einer, der sich treu blieb, die Jugend ging auf allen seinen Wegen mit, und einen reineren Menschen habe ich nicht gekannt. Mir ist, als wäre das Licht mit ihm aus meinem Leben fort, und die ganze Welt ist trüb geworden.

Sankt Veit, 2. September. Dieses halb ängstliche, halb müde Gefühl, wieder daheim zu sein. An die Kindheit erinnert es. Buben haben es, die nun wieder in die

Schule müssen. So viele Bücher stehen um mich herum, in schweren dunklen alten Bänden. Und noch rauscht mir das Meer, noch glüht mir der rote Berg, noch weht mir der wogende Wald. Leer ist der erste Tag. Dort unten liegt die Stadt im Dunst. Winterlich wird einem. Warum denn? Noch steht der Sommer im Garten, die Rosen blühen weiß und rot, der wilde Wein grünt noch. Und dann wird erst der Herbst sein, der erfüllende, gewährende Herbst, der Herbst mit seinen leuchtenden Händen. Im Herzen aber wintert's schon, vor Bangigkeit. Nun, man lahmannt und müllert, hetzt mit den Hunden herum, so will man's betäuben. Und die freche Amsel ist ja wieder da, wiegt sich in der Pappel, ganz oben, mit dem gelben Schnabel. Hinten aber liegt der Dunst der Stadt. Und man weiß, dann wird der Winter kommen.

Und da macht man einen Abschluß wie ein braver Kaufmann. Rechnet's zusammen und trägt ein, was übrig bleibt. Viel gelesen, im Sande des Lido; die Wellen sprangen. Kinder lachten, und immer ist's noch die Sonne Homers. Ein neues Buch über Shakespeare, von Max J. Wolff (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung), das alles, was man über sein Leben zu wissen glaubt, angenehm erzählt, weniger phantastisch als Brandes, dafür freilich manchmal fast etwas spießbürgerlich, was nun doch auch wieder nicht der rechte Ton für eine Legende ist. Und kann uns denn das Leben Shakespeares noch mehr als eine Legende sein? Eigen ergeht es mir damit: es reizt meinen Verstand, in ihr Geheimnis einzudringen, doch mein Gemüt tritt abwehrend vor und will sie schützen. Ich hätte das Gefühl, zu verarmen, wenn die Legende zerstört wird. Die Legende von dem kleinen Schauspieler, der aus einer herabsinkenden Familie, von geringem Stand, von üblem Ruf, ein Wilderer, ein Pferdewärter, ungeschickt in seiner Kunst, bloß auf Erwerb erpicht, aller gelehrten Bildung fremd und doch der größte Dichter war, alles wissend und alles könnend, aus sich selbst allein, durch Anschauung bloß. Wie groß und stolz und lächelnd und gewiß und sich selbst genug steht der Mensch in ihr über seinem Schicksal da! Nun soll's aber der Bacon gewesen sein, da wär's erklärlich, es wäre kein Wunder mehr. Das Gemüt will vom Wunder nicht lassen. Der Verstand sagt: Aber die Gründe, die Gründe, die Gründe sind für Bacon! Und nun kommen leider dem Verstande noch die Philologen zu Hilfe, indem sie sich weigern, die Gründe des Verstandes anzuhören, aus Furcht vor ihren Folgen, was natürlich jeden redlichen Menschen erst recht auf seine Seite treibt. Philologen sind doch die ärgsten Pfaffen, rechthaberisch und unduldsam, wo's um einen Glauben geht, der einmal unter ihnen ausgemacht ist. Die „voraussetzungslose" Forschung, mit der man überall so stolz tut, scheint's in ihrer Wissenschaft nicht zu geben. Wenn ihr Ergebnis eine lieb gewordene Gewohnheit stören könnte, lassen sie sich lieber auf sie gar nicht erst ein, und Entrüstung, Begeisterung, Pathos mit pumpernden Worten muß das Argument ersetzen. Ich kann's ja begreifen, mir ist es selbst auch schon so gegangen. Aber in der hellen Sonne, dort am glänzenden Meer, das mit seinem klaren Hauch jeden Dunst zerbläst, meint man doch, die Wahrheit wäre mehr.

Viel gelesen. Den ganzen Balzac, wieder einmal. Dazu dann auch das kleine Heft von Stefan Zweig über ihn. Dieser feine, kluge, wortkundige Zweig drückt mit starker Schönheit aus, wie er Balzac sieht. Ich sehe ihn freilich ganz anders. Ihm ist er ein Träumer, der, aus unserer äußeren Wirklichkeit auffahrend, drüben eine andere, seine eigentliche Welt erblickt. Mir will scheinen, daß er aus dem Wahn auffährt, welchen die Menschen sich aus Furcht und unerträglicher Sehnsucht und beklommenen Wünschen weben, um nur darin die Wirklichkeit zu verbergen; er zerreißt den Wahn und schaut sie. Vielleicht streiten wir aber nur um Worte, es mag an mir liegen, oft höre ich die Menschen Wahn, was mir Wirklichkeit ist, Wirklichkeit nennen, was mir Wahn ist, und ich wundere mich über sie, sie wundern sich über mich, wir haben nicht dasselbe Lexikon.

Und dann kamen solche liebe stille Tage mit dem guten alten Lichtenberg. Seine Briefe sind jetzt in einer vortrefflichen Ausgabe von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf da (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher). Ein rechtes Hausbuch

ist es, das einem den Kopf rein macht und das Herz ausstaubt. Man hat Zeiten, wo man's braucht. Nichts heilt den Menschen von dunklen Versuchungen so, als wenn er sich manchmal daran erinnern läßt, daß eigentlich doch zwei mal zwei noch immer vier sein wird. Man glaubt's kaum mehr, muß es erst wieder entdecken, und es läßt sich gar nicht schildern, wie gut einem das tut. Nietzsche kannte solche Zeiten auch. Er hat gern darüber gescherzt, indem er es seinen Realismus hieß, nach Paul Ree. Man badet dann im Verstand; der ist wie ein Forellenbach hell. Und hat man sich erst abgekühlt und weiß es wieder ganz genau, daß zwei mal zwei noch immer vier ist, da kann man dann schon wieder manches wagen. Ree hat nichts gewagt. Lichtenberg aber ist einer, der seinen festen und starken und schweren Verstand nur zum Stabe nimmt, um daran wohlgemut auf das ganze Leben loszustapfen. Er macht sich zum Pedanten, aber nur um den Schwärmer zu gängeln, der er ist. Alle Seiten der Menschheit hat er, er ist ein ganz voller Mensch. Und von keinem kann man besser lernen, wie man es anzufangen hat, um alle Menschlichkeiten durchzumachen, ohne darüber verrückt zu werden. Es gibt Zeiten, wo man's braucht.

Lustig war mir auch ein altes Buch von Ludwig Steub, „Herbsttage in Tirol". Diese Menschen hatten ein so behagliches Tempo des Lebens. Postkutschengedanken, Fußgängerweisheit. Manchmal ist es famos, wie er in einen einzigen Satz einen ganzen Menschen, ja eine ganze Menschenart drängt. Von einem Schuhmacher in Brixen erzählt er, der sei dieser Lebensansicht gewesen: „Im Inneren Gedankenfreiheit, aber nach außen schaue der Familienvater auf seinen Verdienst, nur so kann man ihn achten." Steht der ganze Mann nicht leibhaft da? Von Tirol sagt er einmal: „Die Tiroler leiden wirklich an dem historischen Ungemach, daß sie für die Freiheit zwar rühmlich zu sterben wußten, aber nicht würdig zu leben verstehen." Ist darin nicht das ganze Land, noch heute?

23. September. Nach Berlin. Wunderschöner Tag, der schon die Wehmut des Herbstes im Gesicht hat, mit verdächtigen gelben und roten Flecken. Nachmittag besonders, von Prag weg, den stillen See des glatten Stroms entlang; die östliche Wand des Bergs ist schon im Schatten, drüben aber liegt alles noch hell, weiße Enten ruhen im Wasser, Kühe weiden am Ufer, weiß glänzen die Häuser aus Obstbäumen durch, die der reiche Segen drückt; und einer großen, schweren, stillen Frau gleicht dieses Land, die sich gütig zum Menschen niederbeugt. Und plötzlich Aufsig im letzten Schein der Sonne, wie ein Ritter im Panzer. Dann die Dämmerung. Der Fluß strahlt noch im Tal, Rauch schwebt, Flöße gleiten, Schlote qualmen, kleine Lichter blinken, auf der anderen Bahn drüben kriecht's grün und rot über den Damm und die Berge sind auf einmal so still und ernst geworden.

25. September. Wilhelm Singer nimmt mich in seinem Automobil nach Potsdam mit. Er erzählt und erzählt, ich höre zu, so sausen wir durch den Wald, wo langsam schon der Herbst angezündet wird. Er kann viel erzählen, fest hat ihn das Leben angepackt, er hat es rund herum durchgemacht. Grauenhaft ist es, wie er nun an gar keinen Menschen mehr glauben kann, und wunderbar ist es, wie er doch an die Menschheit immer noch glauben muß. Sich von der Welt nicht mehr betrügen zu lassen und sie trotzdem liebzubehalten, vielleicht ist es die einzige Weisheit. Ich glaube, der Singer würde sich nicht wundern, wenn ich ihm auf der Fahrt insgeheim das Portemonnaie aus der Tasche stehle; er denkt aber deswegen nicht schlechter von mir. Er hat nur verlernt, sich noch zu wundern. Und dabei traut er täglich doch der Menschheit das Höchste zu. Er hört nicht auf, sie voll Verachtung zu überschätzen. In Potsdam steigt dann noch der alte Hebrard von Temps zu uns ein, mit seinen lustigen boshaften Augen. Und die zwei Spötter erzählen. In mir klingt es aus dem kophtischen Lied dazu: Töricht, auf Besserung der Toren zu harren! Und eigentlich bin ich diesen zwei „Kindern der Klugheit" sehr neidisch.

27. September. Die großen Städte machen mich ungesellig. Die Form ihrer Geselligkeit, nämlich in heißen Zimmern gedrängt zu sitzen, Speisendunst und Schweiß und Zimmerluft zu riechen und im Gespräch vom surrenden Geräusch der anderen gestört zu werden, kommt mir ganz albern vor. Und ich kriege immer solche Lust, plötzlich alle Fenster aufzureißen, um Luft und den Geruch der Erde hereinzulassen. Erleben wir's, daß die

Menschheit zur Besinnung kommt, so wird sie auch eine neue Geselligkeit haben, eine Pleinairgeselligkeit, eine Wald- und Wiesengeselligkeit mit bloßem Hals, mit nackten Armen und Füßen, mit dem nötigen Stoffwechsel und einer natürlichen Ausdünstung. Dies könnte dann wieder eine Geselligkeit von geistiger Art sein, wie jene bei den Griechen, die auch ambulant und mit offenen Poren war. Kein Zweifel, daß derselbe Mensch im Garten geistiger ist als im Zimmer, und im Hemd oder in der Schwimmhose und barfuß beseelter als im Frack.

2. Oktober. Dilemma einer kleinen Hofschauspielerin: Schlaf' ich nicht mit dem Prinzen, so geht der Prinz zum Intendanten sich beschweren und ich werd' entlassen; schlaf' ich aber mit dem Prinzen, so geht die Mama vom Prinzen zum Intendanten sich beschweren und ich werd' auch entlassen; jetzt, was soll ich eigentlich tun?

10. Oktober. Die Freude über den bosnischen Handstreich, in ganz Oesterreich überall. Gar kein Zweifel: das erste war bei dieser Nachricht in allen Oesterreichern, welcher Nation immer und welchen Standes auch oder welcher Partei, das Gefühl einer ganz großen, allgemeinen Freude. Es nutzt nichts, zu sagen: Kinder, Verträge sollte man achten, auf ihnen ruhen schließlich alle menschlichen Beziehungen! Man wird gar nicht angehört. Man fragt umsonst: War der Augenblick richtig gewählt, war eine andere Form nicht möglich? Niemand will hören, jeder freut sich und verlangt, daß man ihm seine Freude lassen soll. Ich muß gestehen: ich auch. Mein Rechtsgefühl warnt, der Verstand zagt, aber ich freue mich auch. Es ist uns, wie wenn ein geliebter Mensch, der in Ohnmacht gelegen, sich plötzlich regt und ein Zeichen gibt, daß er noch lebt. Mag Oesterreich im Unrecht oder unklug sein, aber es ist doch wieder da! Und draußen meinten schon alle, es wäre tot. Plötzlich zeigt es sich bereit, in Europa wieder mitzutun. Der deutsche Kaiser hat gemeint, wir könnten nur noch brav sekundieren. Und so war's doch in allem: politisch, wirtschaftlich, geistig. Wir wurden weggedrängt, wir hatten zu schweigen, daran litten wir so, mit dem sicheren Gefühl, es nicht zu verdienen und unser Recht aussprechen zu können, unseren Platz neben den anderen. Die Dichter, die Maler waren die ersten, das zu verlangen. Seit zwanzig Jahren sagen sie: Wir wollen wir sein dürfen, auf unsere Art, wie's jeder Eigenart zusteht! Aber jetzt hat man es zum erstenmal auch öffentlich versucht, von Staats wegen. Mag's ein Unrecht sein oder eine Dummheit gar, in der es sich zunächst zeigt, wir machen sie doch wenigstens auf eigene Faust. Man sieht, wir sind noch da. Daher die Freude überall, in der auch noch ein klein wenig Schadenfreude ist, die Schadenfreude des Totgesagten, der plötzlich vergnügt wieder aufsteht und die langen Gesichter falscher Leidträger auslacht.

16. Oktober. Nach Sankt Hilgen zu Burckhard. Die ganze Fahrt durch mein Oberösterreich, dem ich angehöre, und dann eine Stunde lang durch Salzburg spazierend, diese bayrisch-italienische Stadt, denke ich die ganze Zeit: Hier bin ich angewurzelt, hier liegt mein Wesen fest, da mag ich es schon manchmal tanzen und springen lassen, nach verwegenen Lüsten und Launen, denn es kann ihm ja nichts geschehen, in ihm ist doch immer ein Landl da, das wacht!

Und dann bei Burckhard in diesem stillen lieben Haus, auf der Franzosenschanz, zwischen Fichten und alten Buchen und Föhren, unten glänzt der See, drüben ragt der Fels, und da geht mit nackten Knien dieser einsame Mann herum, der stärkste und freieste und menschlichste Mensch in Oesterreich, einer, in dem unsere ganze Zukunft schon lebendig ist. Die Leute wollen es ja noch nicht wissen; nun, das ist bei uns schon einmal so, was liegt auch schließlich daran? Die ruhige große Kraft, die von ihm ausgeht, wirkt doch überall. Noch steckt diese Zeit in der Bewunderung von Fertigkeiten eingefangen. Handfertigkeiten, Mundfertigkeiten, Kopffertigkeiten. Koloraturen aller Glieder. Schon aber dringt eine helle Ahnung vor; eine höhere Art, Künstler zu sein, kündigt sich an, nämlich durch das Dasein selbst, durch ein blühendes und fruchtendes Dasein, wie es dieser einsame Mann hier in den schimmernden Buchen und dunkelnden Fichten über dem lautlosen See hat. In seinen Büchern steht es. An ihnen wächst unsere neue Zeit heran.

20. Oktober. Fast eine Million macht das Defizit des Festzugs aus. Wer wird's zahlen? Im Mai sagte man mir immer: „Was haben Sie gegen den Festzug? Unser historischer Adel will sich halt noch einmal zeigen, in seinem alten Glanz. Lassen Sie ihm das Vergnügen!" Ich sagte: „Bitte. Nur nicht auf meine Kosten." Man sagte: „Wo denken Sie hin? Es sind Kavaliere!" Ich sagte: „Eben darum." Und jetzt haben wir es! Jetzt sollen wir zahlen, wir. Man bringt ihnen die Rechnung, sie erklären: „Wir sind bereit, auf den Schlachtfeldern zu bluten!" Es sind aber gerade keine Schlachtfelder da, dagegen ist die Rechnung da. Doch davon wollen sie nichts hören, die Kavaliere. Und schließlich wird wohl nichts übrig bleiben: den Festzug, in dem sie sich spreizten und blähten, wird der Kaiser zahlen müssen, der ihn gar nicht haben wollte, und wir unhistorische Plebs. Ich habe es gleich gewußt, ich kenne unsere Gratispatrioten.

1. November. Eine Schrift, „Gustav Mahlers Erbe", macht großes Aufsehen. Paul Stefan, durch sein feines Buch über Umbrien bekannt und unter den Musikern als Kenner geschätzt, hat sie verfaßt. (München, Hans von Weber.) Es ist ein Vergnügen, wie gut unsere jungen Leute jetzt schreiben. Kein Feuilletonisteln mehr, mit flatternden Adjektiven. Ein gelassenes, handfestes, sachliches Deutsch. Sachliche Menschen scheinen jetzt zu kommen, eine Jugend, die sich stark genug weiß, des Glitzerns und Schillerns entraten zu können. Was die Sache will, daran halten sie sich. Wir hätten's not. Sei jeder willkommen, der aufrichtig ist, eine Meinung hat und dafür einsteht, statt nach der aussterbenden Altwiener Art nur immer um Personen zu zanken! — Alles über Mahler und seine Leute, die Mildenburg, die Gutheil-Schoder und Roller, ist vortrefflich. Es war die größte Zeit der Wiener Oper; ein ganz einziger Versuch, einmal ein Theater rein künstlerisch zu leiten; nur mit Bayreuth kann es verglichen werden. Mit treuem Ernst und einer schönen Dankbarkeit ist es hier dargestellt. Ob Stefan gegen Weingartner recht hat, weiß ich nicht. Ich kenne Weingartner nicht, und wer soll ihn kennen? Er hat sich ja bisher noch nicht gezeigt. Bisher hat er nur gezeigt, daß er Mahler haßt. Nun gut. Mag er ihn doch hassen! Mahlern wird's nicht schaden, der steht in der Erinnerung fest; und wenn Weingartner diesen Haß braucht, um sich durch ihn anzutreiben, als ein Stimulans, um desto kräftiger zu wirken, werden wir ihn gelten lassen, wofern nur die Wirkungen es wert sind, aber um Wirkungen wird gebeten. Es gibt einen Haß, der produktiv macht. Immer kommt es schließlich auf den Menschen an. Kleine Menschen verzetteln auch ihren Haß. Große läßt er schöpferisch werden. Warten wir ab, zu welchen Weingartner gehört.

1808—1908 / Gedanken zum Jubiläum der Städteordnung

Von Dr. Erhard Hübener

In der Flut von Aufsätzen, die das Jubiläum der Städteordnung hervorgebracht hat, wird das große Steinsche Reformwerk fast ausnahmslos losgelöst von der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung betrachtet. So erscheint dann die Städteordnung als ein willkürlich geschaffenes Werk, eine Erfindung des großen Freiherrn. Man wird diesem kein Unrecht tun, wenn man sich bemüht, die Städteordnung im geschichtlichen Zusammenhange zu würdigen und deshalb als eine historische Konsequenz zu betrachten. Daß der Freiherr vom Stein diese Konsequenz zog, und wie er sie zog, ist eben sein unsterbliches Verdienst.

Die Städteordnung war eine notwendige Konsequenz aus der Entwicklung der brandenburg-preußischen Verfassungsgeschichte. Auf sie sei ein Blick geworfen. Im Zeitraum von zwei Jahrhunderten war eine große Wandlung eingetreten. — In der Verwaltung jedes Landes gehen stets das lokale und das Ressortprinzip nebeneinander her. Das örtliche Beieinanderwohnen der Staatsangehörigen des primitivsten kleinen Staates be-

dingt zunächst seine Verwaltung. Gewisse wichtige Funktionen werden aber schon im kleinsten Staatswesen in eine Hand gelegt. Das älteste Fachressort war wohl überall die Kriegsverwaltung und Kriegführung, schon in einer Zeit, da die ganze übrige Verwaltung lokal geordnet war. Erst mit zunehmender Kultur, mit wachsendem Staatswesen, insbesondere nach Schaffung günstigerer Verkehrsbedingungen begann das Ressortprinzip in die Verwaltung einzudringen. Das Steuerwesen, das Fremdenwesen, das Armenwesen, der Kultus usw. wurden nacheinander einheitlich gestaltet, während noch die übrige Staatsverwaltung lokal blieb. Die preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte zeigt in einem idealen Durchschnitt das Nebeneinanderwirken von lokalen und Ressortverwaltungen. Der brandenburg-preußische Staat entstand im siebzehnten Jahrhundert dadurch, daß Preußen und Cleve-Mark an das Fürstenhaus von Brandenburg fielen. Die Verwaltung der Landesteile wurde zunächst kaum berührt, sie blieb durchaus lokal brandenburgisch, preußisch, cleve-märkisch. Die Person des Fürsten bildete das Bindeglied zwischen den Ländern. Erst etwa ein Jahrzehnt nach dem dreißigjährigen Kriege bildete sich allmählich eine Zentral-Staatsverwaltung aus. Ein Rat, der den Kurfürsten umgab, verlieh den lokalen Verwaltungen der drei Reichsteile eine gewisse Einheitlichkeit. Die Verwaltung blieb aber wesentlich lokal; nur das Kriegswesen und das Steuerwesen, soweit es zur Deckung des Militärbedarfs diente, wurde einheitlich, wurde ressortmäßig verwaltet. Als dann unter Friedrich Wilhelm I. in dem sogenannten Generaldirektorium eine große Zentral-Staatsverwaltungsbehörde geschaffen wurde, wurde auch diese nur teilweise nach dem Ressortprinzip organisiert. Die auswärtige Politik wurde Ressortministern übertragen; die Abteilungschefs des Generaldirektoriums waren noch vorzugsweise Minister für bestimmte Provinzen, nicht für bestimmte Verwaltungszweige. Je mehr aber infolge des Fortschritts der materiellen und geistigen Kultur die Interessen der Bewohner im ganzen Königreich einheitlich wurden, und je mehr sich der Gedanke des Gesamtstaats Friedrichs des Großen durchsetzte, desto mehr durchbrach in der Verwaltung das Ressortprinzip den Grundsatz der lokalen Verwaltung. Es tauchten nacheinander ein Handelsminister, ein Steuerminister, ein Kultusminister auf. Doch blieb die Verwaltungsorganisation bis zum Zusammenbruch von 1806 im wesentlichen auf dem Prinzip der Kombinierung von Lokalverwaltungen bestehen. In der Stein-Hardenbergischen Reform wurde mit ihm gebrochen. Es wurde eine Anzahl von Fachressorts geschaffen. Fachministern oblag die Ausübung der gesamten Staatstätigkeit. *Die ressortmäßige Zentral-Staatsverwaltung aber mußte als notwendige Ergänzung neben sich eine lokale Selbstverwaltung haben.* Die natürliche Interessengemeinschaft der Menschen beruht in erster Linie auf dem Nebeneinanderwohnen, und die gemeinsamen, durch die lokale Zusammengehörigkeit bedingten Interessen können nur durch eine lokale Verwaltung wahrgenommen werden. Nach der Abschaffung der staatlichen Lokalverwaltung mußte eine lokale Selbstverwaltung deren Funktionen übernehmen. Es trat nun eine mehr oder weniger entschiedene Trennung zwischen den Gesamtstaats- und den lokalen Interessen ein; diese pflegte der Staat, jene die Gemeinde. (Daß die Städteordnung älter ist als die Ministerialordnung, ist für unsere Ausführung unwesentlich, da die Stein-Hardenbergische Reform als ein Werk anzusehen ist.)

So betrachtet, stellt sich die Schaffung der Städteordnung als eine historische Konsequenz aus der Gesamtentwicklung dar. Sie erkannt zu haben, ist das Verdienst Steins, durch welches das Jahr 1808 zu einem Wendepunkt in der Geschichte wurde. — —

Seitdem hat eine hundertjährige Entwicklung vielerlei geändert. Wieder ist uns die Verfassung, wie wir sie von den Vätern überkommen haben, in vielen Dingen zu eng geworden; wieder suchen wir unbefriedigt nach neuen Formen für unser staatliches und gesellschaftliches Leben. Lebhaft wird geklagt über die mangelnde Anteilnahme des Volkes an Regierung und Verwaltung unseres Vaterlandes. Immer lauter werden auf der anderen Seite die Klagen über das hastige Tempo unserer Gesetzgebung, über die

oberflächliche Beratung eines Allzuviels von Gesetzen in Parlament und Oeffentlichkeit. Beide Klagen sind berechtigt. Die moderne Zeit mit ihren großen Anforderungen, die Herausbildung neuer Formen in Wirtschafts- und Kulturleben der Zeit verlangen gebieterisch auch die Weiterbildung unseres Rechts. So werden an die Gesetzgebung ungeheure Aufgaben gestellt, Aufgaben, die im einzelnen meist geringfügig, häufig geradezu kleinlicher Natur sind, in ihrer großen Fülle jedoch die gesetzgebenden Körperschaften überlasten. Die Folge ist dann leicht, daß die Regierung einen allzu großen Einfluß erhält.

Und das wird immer schlimmer werden, wenn nicht in irgendeiner Weise Abhilfe zu schaffen ist. In welcher Weise aber wird es möglich sein? Zu einem Teile vielleicht durch eine Vergrößerung des Aufgabenkreises der lokalen Selbstverwaltung. Schon jetzt leisten die Städte einen großen Teil der Arbeit, die in früherer Zeit von der Landesverwaltung ausgeführt wurde. Auf manche Art wird sich zur Entlastung der zentralen Organe der Aufgabenkreis der Städte erweitern lassen. Die Landkreise und Provinzen, die jetzt meist ein außerordentlich stilles Dasein führen, können zu intensiverer Tätigkeit herangezogen werden, indem ihnen neue Funktionen und Rechte übertragen werden. Indem den Städten in ihnen ein deren numerischer und wirtschaftlicher Bedeutung entsprechendes Maß von Vertretung eingeräumt wird, kann diesen lokalen Verbänden mit Leichtigkeit jener Geist fleißiger und sorgfältiger Arbeit und großzügiger Initiative eingehaucht werden, durch welche die Verwaltungen unserer Städte glänzen.

Durch die weitere Ausbildung der lokalen Selbstverwaltung kann jedoch der Zentralverwaltung und der Zentralgesetzgebung nur ein Teil ihrer übermäßigen Arbeit abgenommen werden. Die Einheitlichkeit des Staatszwecks, die Gemeinsamkeit ihrer Interessen für das ganze Staatsgebiet verlangen eine gemeinsame Behandlung der meisten gesetzgeberischen und Verwaltungsfragen im ganzen Lande. Die größte Menge aller Aufgaben, denen nachzukommen sich Zentralverwaltung und Gesetzgebung häufig fast außerstande gezeigt haben, würde ihnen bleiben, wenn nicht eine neue Form der Selbstverwaltung sie ihnen abnimmt. *Nur durch die Herausbildung einer beruflichen Selbstverwaltung neben der lokalen Selbstverwaltung und der Zentral-Staatsverwaltung kann die Entlastung herbeigeführt werden.*

Wenn einstmals der Gegensatz verschiedener Interessen im wesentlichen auf geographischen Verschiedenheiten beruhte, so ist das heute nur noch zum geringeren Teil der Fall. Der mächtige Aufschwung des Verkehrs hat die Menschen immer mehr vom Boden losgelöst, auf dem sie gewachsen sind. Die moderne Technik und das heutige Wirtschaftsleben haben dagegen die Menschen sozial außerordentlich differenziert. Je mehr ein Ausgleich der geographischen Gegensätze erfolgte, desto mehr haben sich die Interessen der Berufe und Klassen geschieden. Neben die horizontale Gliederung des Volkes ist eine vertikale getreten. Neben die allgemeinen Staatsinteressen und die Interessen der lokalen Gebiete sind jetzt die Interessen bestimmter Stände und Klassen getreten. Während durch die Städteordnung die Zentral-Staatsverwaltung von der Verpflichtung zur Fürsorge für die lokalen Interessen befreit ist, bleibt die Förderung der Interessen der einzelnen Berufe im wesentlichen der Gesamt-Staatsverwaltung und Gesetzgebung vorbehalten. Die Gegenwart oder doch die nahe Zukunft sieht sich vor eine ähnliche, wiewohl ungleich schwerere Aufgabe gestellt, wie die Zeit des großen Freiherrn vom Stein. Wieder gilt es, einen weiten Kreis öffentlicher Interessen der unmittelbaren Fürsorge des Staates zu entziehen. Während aber vor einem Jahrhundert der Träger für die vom Staat abgegebenen Pflichten und Rechte in den Städten konkret gegeben war, werden jetzt die Obliegenheiten und Befugnisse auf Stände und Berufe und sonstige Interessenkreise übergehen müssen, die zurzeit teilweise noch fast abstrakte Begriffe vorstellen und sich erst jetzt mehr und mehr zu konkreten Gebilden kristallisieren.

Anfänge einer beruflichen Selbstverwaltung haben wir schon heute in nicht geringer Zahl. In den Berufsgenossenschaften besitzen wir eine berufliche Selbstverwaltung von immer steigender Bedeutung. Organe einer beginnenden beruflichen Selbstverwaltung sind die Handels-, Gewerbe-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern. Für die liberalen Berufe spielen die Aerzte-, Apotheker- und Anwaltskammern eine ähnliche Rolle. Eine alte und bewährte Selbstverwaltung der kirchlichen Angelegenheiten bedeuten die Synoden. Auch die Akademien und gelehrten Gesellschaften sind Organe zur Pflege einer Seite der öffentlichen Interessen. Neben diesen Vertretungen sehr breiter und allgemeiner Interessen sind Vertretungen engerer Berufskreise bereits in lebhafter Wirksamkeit; Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften, Produzentenkartelle und Abnehmervereine über Funktionen aus, die als Aufgaben der Staatstätigkeit betrachtet werden könnten und, besonders zur Zeit des absoluten Regiments, wirklich gegolten haben. Indem diese Verbände dauernd bestrebt sind, nicht nur für Arbeit und Produkte die Preise vorzuschreiben, sondern sogar den Umfang der Produktion festzustellen und die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, haben sie die schwersten Aufgaben beruflicher Selbstverwaltung bereits übernommen.

Die Zukunft wird eine weitere Ausbildung dieser noch in den Keimen befindlichen beruflichen Organisation bringen. Im Interesse der Entlastung der Gesamt-Staatsverwaltung ist sie zu begrüßen, wenn man auch verschiedener Meinung über das wünschenswerte Tempo der Entwicklung sein kann. Bis zu dem Tage, da den beruflichen Selbstverwaltungen nicht nur Verwaltungsfunktionen, sondern auch gesetzgeberische Rechte, wie sie die lokalen Selbstverwaltungen schon haben, übertragen werden können, wird gewiß noch einige Zeit vergehen. Fürs erste kann es genügen, wenn man ihnen bei der legislativen Tätigkeit der Landesgesetzgebung die gebührende Beachtung ihrer Wünsche gewährleistet.

Wenn es einmal dahin gekommen sein wird, daß neben der lokalen Selbstverwaltung gleichberechtigt eine berufliche steht, wird sich auch der Charakter der Zentral-Staatsverwaltung und der Landesgesetzgebung ändern. Die heutigen Parlamente sind entstanden zum Ausgleich der Interessen der einzelnen Landesgegenden. Der Staatswille sollte die Resultante aus den Bestrebungen der einzelnen Landesgegenden sein. Die Abgeordneten galten als Vertreter ihrer Heimat, die sie gewählt. Schon jetzt betrachten sich die Abgeordneten vorzugsweise als Vertreter einer Partei, wenn nicht gar einer Klasse. Schon längst ist der deutsche Reichstag eine Versammlung von Vertretern einzelner Klassen, obwohl diese gewählt werden als Vertreter bestimmter Kreise. Der hierin liegende Widerspruch hat schon lange Bestrebungen auf Aenderungen des Wahlmodus geweckt. Diese aber scheinen verfrüht, solange nicht durch eine lückenlose Organisierung von beruflichen Selbstverwaltungen eine Grundlage für eine neue Form der Vertretung gefunden ist. Diese Organisierung kann durch klares Erkennen und Gehenlassen der Entwicklung beschleunigt werden; eine künstliche Förderung müßte notwendig zu unnatürlichen Bildungen führen.

Exceptio plurium / Von Dr. jur. Siegfried Weinberg / Berlin

Was ist exceptio plurium? Das bürgerliche Gesetzbuch bestimmt, daß als Vater des unehelichen Kindes gilt und demgemäß zur Unterhaltsgewährung verpflichtet ist, wer der Mutter in der Zeit vom 302. bis zum 181. Tage vor der Geburt des Kindes beigewohnt hat. Es macht jedoch eine Ausnahme: wenn in dieser sogenannten Empfängniszeit mehrere Männer mit der Mutter verkehrt haben, so gilt niemand als der Vater des Kindes. Und diese Ausnahme, deren Vorliegen von dem als Vater in Anspruch Genommenen bewiesen werden muß, heißt exceptio plurium.

Eine Ausnahme von dieser Ausnahme macht das bürgerliche Gesetzbuch durch die Bestimmung, daß eine Beiwohnung außer Betracht bleibt, wenn es den Umständen nach unmöglich ist, daß die Mutter das Kind aus dieser Beiwohnung emp-

fangen hat. Verkehrt z. B. eine Frau, nachdem ihre Schwangerschaft bereits festgestellt ist, jedoch noch vor Ablauf der Empfängniszeit mit einem Zweiten, so kann der Erste nicht die exceptio plurium vorschützen, da es offenbar unmöglich ist, daß die Mutter ihr Kind aus der Beischlafsvollziehung nach bereits festgestellter Schwangerschaft hat. Analoges gilt, wenn eine weiße Frau mit einem schwarzen und einem weißen Manne verkehrt hat und ein schwarzes Kind zur Welt bringt. Hier bleibt natürlich der Verkehr mit dem weißen Manne unberücksichtigt. Eine fernere Einschränkung der exceptio plurium enthält die Gesetzesbestimmung, daß derjenige, der seine Vaterschaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde anerkannt hat, sich nicht darauf berufen darf, daß ein anderer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt habe. Abgesehen von diesen beiden Ausnahmen, ist die exceptio plurium uneingeschränkt zulässig.

Vor dem ersten Januar 1900, dem Tage des Inkrafttretens des bürgerlichen Gesetzbuches, war dies in großen Teilen Deutschlands nicht der Fall. Sachsen, Baden, Mecklenburg, Hamburg, das rechtsrheinische Bayern und viele andere Rechtsgebiete erkannten die exceptio plurium nicht an. Auch das ältere preußische Recht, das Allgemeine Landrecht, stand auf diesem Standpunkte. Im Jahre 1854 wurde die exceptio plurium jedoch in den landrechtlichen Gebieten Preußens für zulässig erklärt.

Aus dieser Verschiedenheit der Gesetzgebung formten die Juristen natürlich alsbald zwei vollendete Theorien, die „Deliktstheorie“ und die „Verwandtschaftstheorie“. Von diesen Theorien ist die eine in ihrem Ausgangspunkte, die andere in ihrem Resultate für uns unannehmbar.

Die Anhänger der Deliktstheorie erblicken in jedem außerehelichen Geschlechtsverkehr eine unerlaubte Handlung, ein „Delikt“. Jeder, der sich dieses Delikt in der Empfängniszeit hat zuschulden kommen lassen, haftet mithin aus diesem Grunde für den Unterhalt des Kindes, gleichgültig ob die Mutter sich in jener Zeit mit einem oder mehreren Männern abgegeben hat. Die Alimente sind hiernach eine Art Geldstrafe, die auf das Delikt des außerehelichen Geschlechtsverkehrs gesetzt worden ist. Natürlich kann das Kind auch nach dieser Theorie nur von einem der in Betracht kommenden Männer den Unterhalt fordern.

Unter einem anderen Gesichtspunkte betrachten die Anhänger der Verwandtschaftstheorie die uneheliche Vaterschaft. Sie lassen den Vater des unehelichen Kindes auf Grund seiner Blutsverwandtschaft mit dem Kinde für dessen Unterhalt haften. Sie lassen infolgedessen die exceptio plurium zu, weil, falls mehrere in Betracht kommen, die Vaterschaft und mithin die Blutsverwandtschaft unsicher ist. Auf diesem Standpunkte steht auch das Bürgerliche Gesetzbuch.

Wie ist nun die Zulassung der exceptio plurium vom modernen ethischen Standpunkte aus zu bewerten? Zunächst wäre natürlich die Deliktstheorie wegen ihres Ausgangspunktes zu verwerfen. Wir erblicken nicht mehr in jeder Liebesumarmung ohne standesamtliche Bescheinigung ein „Delikt“. Noch energischer müssen wir jedoch die Resultate der Verwandtschaftstheorie, wie sie sich auch im Bürgerlichen Gesetzbuche finden, zurückweisen. Nur das Interesse des Kindes hat zu entscheiden. Es ist uns hundertfach wichtiger als das der Eltern und hat auf jeden Fall den Vorrang.

Wenn wir uns für die Abschaffung der exceptio plurium erklären, so geschieht dies nicht der Mutter zuliebe. Freilich in jenes pharisäische Geschimpfe über alle die Frauen, die Grund geben zur Erhebung der exceptio plurium, wollen wir durchaus nicht einstimmen. In einem Teile der Fälle handelt es sich wohl um sittlich Verwahrloste. Aber auch andere Fälle sind nicht so selten. Ist ein Mädchen, das seinen Geliebten — vielleicht das einzige Mal in seinem Leben — wechselt, deshalb besonders hart zu beurteilen, weil sich nachher herausstellt, daß dieser Wechsel etwa im Beginne der Empfängniszeit erfolgt ist. Und dann: Wie gewissenlos verschafft sich so mancher Mann die exceptio plurium! Um sich vor eventuellen Ansprüchen an seinen Geldbeutel zu sichern, veranlaßt er seinen Freund, sich gleichfalls an das Mädchen heranzumachen, indem er ihm von seinem Verkehr mitteilt. Und das Mädchen wird dann brutal vor die Alternative gestellt: entweder Offenbarung seines „Fehltritts“ an Eltern, Verwandte und Bekannte oder Hingabe an den gewissenlosen Freund des Verführers.

Dennoch fordern wir, wie gesagt, die Beseitigung der exceptio plurium nicht wegen der Mutter, sondern wegen des armen Kindes. Und selbst wenn wir noch so pharisäisch denken würden über die in Betracht kommenden Mütter, dürften wir das unschuldige Kind nicht darunter leiden lassen. Früher hat das Recht die Sünden der Eltern noch ganz anders an den Kindern heimgesucht als jetzt. Da existierten besondere Rechtssätze, welche die Kinder aus ehebrecherischem oder blutschänderischem Verkehr für minderen Rechtes erklärten. Heute wenden wir uns mit Entrüstung von derartigen Grundsätzen ab.

Durch die Gestattung der exceptio plurium werden viele Tausende unehelicher Kinder von vornherein der bittersten Not ausgesetzt. Was soll da in der Regel anderes aus ihnen werden als Rekruten des Verbrechens. Die Einrede verstößt mithin auch gegen die Selbsterhaltungspflicht der Gesellschaft.

Wir dürfen uns dadurch nicht abschrecken lassen, daß die Beseitigung der exceptio plurium juristisch vielleicht nicht so konsequent ist wie deren Zulassung. Was will die „juristische Konsequenz", auf die sich die Motive des Bürgerlichen Gesetzbuches stützen, besagen, wo es sich um die Interessen der Kommenden handelt! Mag immerhin die Konstruktion der „möglichen Vaterschaft", die sich nach Beseitigung der exceptio plurium ergeben würde, dem Juristen etwas Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens finden wir ja auch im Bürgerlichen Gesetzbuch eine derartige Konstruktion anerkannt. Der Ehemann gilt als Vater des Kindes seiner Ehefrau, mag diese nachweislich in der Empfängniszeit noch so regen ehebrecherischen Verkehr gehabt haben, nur auf Grund seiner „möglichen Vaterschaft". Was hier — nach den Motiven zum Bürgerlichen Gesetzbuch im „Interesse der Würde der Ehe" (!!) — angängig ist, sollte doch auch im Interesse der armen hilflosen Kinder angängig scheinen! Auch das Strafgesetzbuch kennt eine ähnliche Konstruktion möglicher Täterschaft. Es bestimmt im § 227, daß, wenn bei einer Schlägerei jemand getötet oder schwer verletzt wird, wegen dieses Erfolges alle Teilnehmer an der Schlägerei als mögliche Täter schwer bestraft werden.

Die Rechtslage bezüglich der exceptio plurium ist doch einfach die: da wir nicht an Parthenogenesis beim Menschen glauben, müssen wir annehmen, daß jedes Kind einen Vater hat. Für eine Anzahl von unehelichen Kindern läßt sich nun die Person des Erzeugers nicht mit Gewißheit feststellen. Wem sollen da die dem Vater gegenüber dem Kinde obliegenden Unterhaltspflichten auferlegt werden? Unser geltendes Recht sagt, das Interesse der „juristischen Konsequenz" dem des Kindes vorziehend, niemandem. Wir denken, es wäre besser, aus den Personen, die für die Vaterschaft in Frage kommen, eine Art Gesellschaft zu bilden mit dem Zwecke, dem Kinde die dem Vater obliegenden materiellen Verpflichtungen zu erfüllen.

Viele wenden ein, daß darin eine Ungerechtigkeit liegt, jemanden, der möglicherweise nicht der Erzeuger des Kindes ist, zu den Unterhaltspflichten heranzuziehen. Aber anstatt der möglichen Ungerechtigkeit bei solcher Rechtsgestaltung haben wir bei der jetzigen Rechtslage die gewisse Ungerechtigkeit gegen das Kind.

Und dann: ist es wirklich so ungerecht, jemanden, der vielleicht nicht der Erzeuger ist, mit der Unterhaltspflicht gegenüber dem Kinde zu belasten? Der Betroffene hat der Mutter in der Empfängniszeit beigewohnt. Er mußte also damit rechnen, daß seine Umarmung neues Leben zeugte und ihn allein mit den ganzen väterlichen Unterhaltspflichten belastete. Hat nun die Mutter in der fraglichen Zeit noch mit anderen verkehrt, und kann er infolgedessen auf diese einen Teil seiner Verpflichtungen abwälzen, so steht er besser da, als er annehmen mußte.

Wie die Unterhaltsverpflichtung in den Fällen der möglichen Vaterschaft im einzelnen zu regeln ist, darüber ließe sich streiten. Im früheren Rechte war es regelmäßig so, daß das Kind sich wegen der vollen gesetzlichen Unterhaltspflicht an einen der möglichen Väter wenden konnte, während dieser von den anderen in Betracht kommenden Männern den auf sie entfallenden Teil der Alimente ersetzt verlangen durfte (solidarische Haftung). Diese Regelung dürfte zweckentsprechender sein, als die meines Wissens nur im früheren koburgischen Rechte praktisch gewordene, wonach das Kind von jedem der möglichen Väter nur den auf diesen entfallenden Bruchteil der Alimente erfordern durfte (Haftung pro rata).

Zu erwägen wäre, ob nicht die Verteilung der Alimentationsverpflichtung auf die „möglichen Väter" statt nach Kopfteilen nach dem Wahrscheinlichkeitsgrade der Vaterschaft zu erfolgen hätte. In diesem Falle hinge die Regelung im einzelnen vom Sachverständigengutachten ab, wenngleich auch im Gesetze einige Regeln für die Bemessung der Wahrscheinlichkeit gegeben werden könnten. Es entfiele dann beispielsweise grundsätzlich ein größerer Teil der Unterhaltsverpflichtung für ein normales Kind auf den, der der Mutter neun Monate, als auf den, der ihr zehn oder sechs Monate vor der Entbindung beigewohnt hat.

Daß die Beseitigung der exceptio plurium die Unsittlichkeit fördere, ist eine Behauptung, die durch die früheren Erfahrungen nicht bestätigt ist. Die Anhänger des gegenwärtigen Rechtszustands, die ja zu einem großen Teile auch dessen Nutznießer sind, meinen, daß die angehende Mutter ein Interesse daran habe, durch Verkehr mit mehreren Männern in der Empfängniszeit die Beitreibbarkeit der Alimente zu erleichtern. Dem ist entgegenzuhalten, daß regelmäßig, sobald einmal die Schwangerschaft völlig gewiß ist, entweder die gesetzliche Empfängniszeit bereits abgelaufen oder ohne weiteres feststellbar ist, daß das Kind aus der späteren Beiwohnung nicht empfangen sein kann.

Mit der exceptio plurium würde eine Reihe der widerwärtigsten Prozesse ein Ende finden. Fast in jedem Alimentenprozesse muß es sich der männliche Bekanntenkreis der unehelichen Mutter gefallen lassen, des geschlechtlichen Verkehrs mit dieser bezichtigt und deswegen eidlich vernommen zu werden, mag der Verkehr ein noch so harmloser sein. Erfahrene Praktiker schätzen, daß die vorgeschützte exceptio plurium in neunzig Prozent der Fälle beweislos bleibt. Und gar nicht so selten sind die Fälle, in denen ein guter Freund des Beklagten wahrheitswidrig bezeugt, daß er mit der Kindesmutter in der fraglichen Zeit gleichfalls

verkehrt habe, und so den Vater von der lästigen Unterhaltspflicht befreit. Ein über eine solche Tatsache geleisteter Meineid ist regelmäßig ohne strafrechtliches Risiko, da ja für die wahrheitswidrig bekundeten Vorgänge nach der Natur der Sache Gegenzeugen nicht zu befürchten sind. Derartige prozessuale Gründe sind natürlich für die vorliegende Frage ohne entscheidende Bedeutung. —

Die Beseitigung der exceptio plurium ist für den als Erzeuger in Anspruch Genommenen nicht ungerecht, für das Kind aber eine Pflicht der Gerechtigkeit und für die Gesellschaft ein Gebot der Selbsterhaltung!

Ein dynastisches Drama / Von Freiherr v. Stetten

Zünftige Geschichtsschreibung hat nun einmal die Umrisse des serbischen Volkscharakters in stolzen, kräftigen Linien festgelegt. Man begegnet da mächtigem Freiheitsdrang, opfermutig-wilder Tapferkeit, gesunden Sitten, kurzum allem, was ein Naturvolk braucht, um einen Platz an der Sonne zu behaupten. Dieses Lichtbild hält aber bestenfalls nur bis zu dem Zeitpunkt vor, da ein Teil dieser temperamentvollen Nation sich die verlorene, staatliche Selbständigkeit wiedererrang. Nur solange als sie mit der alten Kugelbüchse und dem scharfen Handschar wider das türkische Joch kämpfte, nur solange als ihre Dichter und Sänger ausschließlich zwei Tonarten meisterten, die melancholische Klage um die Freiheit und die leidenschaftliche Aufforderung zum Kampf, ihre Kirche gänzlich im Dienst der nationalen Sache stand und ihre Weiber noch keine billigen, seidenen Dessous trugen, sondern korsettlos und mit flatterndem Haar den Männern das Gewehr reichten. Als der westländische Kulturstrom Löcher in die Dämme riß und vorerst schmutzige Wässer aus den nächsten Grenzgebieten ins Land spülte, trat ein bedenklicher Umschlag ein. Da war keine Rede davon, abzuwarten, bis Wasser aus reineren Quellen und Zuflüssen nachfolgen werde — das „Kulturserbien" entstand über Nacht. Aber es war auch danach. Die ihres äußeren Abflusses beraubten Energien und Leidenschaften mußten plötzlich alle im Innern verbraucht werden. Der Sonderdrang nach Macht, Besitz schuf die unselige Parteienpolitik. Der Türke war abgetan, und nun stand Serbe dem Serben gegenüber.

Modern wurde die Armee, modern die Staatsschuld, modern die Politik, aber alles in Fassadenarbeit, in flüchtiger Oberflächentünchung. Und geradezu unheimlich rasch werteten sich die Volkseigenschaften um. Tapferkeit in Mordlust, wobei die orientalische Geringschätzung des eigenen und des Lebens der Nächsten wesentlich mitspielte, Ehrgeiz in Korruption auf allen Gebieten, Leidenschaftlichkeit in Unmoral und Leichtsinn, offener Kampf in Intrige, Kabale und Betrug, ehrliche, primitive Wehrmittel in vergiftete Waffen.

Aus der demoralisierten Armee wuchs die Prätorianerbande hervor, die für Rechnung des Hauses Karageorgewitsch und unter stiller Zustimmung des der Dynastie Obrenowitsch nicht gewogenen Rußlands die gewaltsame Entthronung besorgte, dabei aber mehr aus Unbeholfenheit, denn aus Vorsatz den empörenden Königsmord beging. Damit kam — unter für alle Teile unvorteilhaften Bedingungen — wieder ein Schwächling auf den serbischen Thron. Die serbische Intelligenz, die sich entsprechend dem Tiefstand der Landesmoral mit dem Königsmord rascher abgefunden hatte als das entrüstete Ausland, war anfänglich gar nicht geneigt, die Wahl des Peter Karageorgewitsch gutzuheißen, dazu bedurfte es wieder des russischen Nachdrucks.

Die Minderheit des weitsichtigeren Serbien wußte, daß Peter mit einer nicht abzuschüttelnden Abhängigkeit von der Verschwörerpartei ins Land komme, sah die politische und höfische Isolierung dieser kompromittierten Dynastie voraus und war sich auch darüber klar, daß weder der Prätendent Peter noch dessen jugendlicher Sohn Georg persönliche Eigenschaften aufwiesen oder zu Hoffnungen berechtigten, es stecke in einem der beiden ein starkes, politisches Führtalent. Ein träumerisch-müder, mehr zur Vorsicht

als zum Wagemut neigender, dem Serbentum entfremdeter, alter Mann und ein wenig entwickelter, geistig minderwertiger, junger Tollhans, der seinem Vater schwere Sorgen bereitete — das war alles, was die Karageorgewitsch als Individuen boten. Nur die Unmöglichkeit, einen Prinzen aus einem einflußreichen europäischen Hause zu bewegen, sich frischweg auf den blutgetränkten Thron niederzulassen, brachte es zur einstimmigen Berufung Peters.

Von Tag zu Tag sank nun der politische Kredit des Landes.

Zur Abhängigkeit von den Verschwörern gesellte sich für Peter noch die weitere Beschränkung, seine Regierungen nur aus den russophilsten Gruppen wählen zu können, das Joch Pasic, dann der Konflikt mit Oesterreich. der wirtschaftlich empfindliche Zollkrieg, dann der die letzten guten Qualitäten der Armee aufreibende Kampf zwischen Verschwörern und Antiverschwörern, und die politische Ueberflügelung durch die erfolgreichere bulgarische Propaganda in Makedonien.

Um dieser Depression entgegenzuwirken, ließen Peter und seine Ratgeber die Theatersonne eines zukünftigen, durch die Erwerbung von Bosnien zu sichernden Großserbiens aufziehen. Nach Möglichkeit wurde auch die Agitation der serbischen Mehrheit in Bosnien, die sich unter der Verwaltung des österreichisch-ungarischen Reichsministers von Burian größerer Freiheiten erfreute, werktätig unterstützt.

Da machte Aehrenthal einen großen, endgültigen Strich durch diese Rechnung. Die Annexion ließ die Theatermache Peters erkennen. In der Verzweiflung über das Mißlingen dieses letzten Mittels versuchte der König, um eventuell seinem Hause die Krone zu erhalten, die Komödie eines Zerwürfnisses, eines Gegensatzes zwischen ihm und dem Kronprinzen vorzuführen. Indes er — der König — der politischen Vernunft treu bleiben, den Wahnwitz eines kriegerischen Einspruches gegen die Annexion verwerfen wollte, sollte die nationale Leidenschaft im Prinzen Georg ihren Vertreter finden. So schien für alle Fälle vorgesorgt. Siegte die politische Einsicht, so war Peter der Mann des Tages und Georgs Verhalten aus übersprudelndem, jugendlichem Temperament zu verstehen und zu entschuldigen. Im Gegenfall — wenn die Belgrader Straße in ihrer Kriegstollheit Oberwasser behielt, konnte Peter ehrenvoll resignieren, und Georg war der Held des Momentes.

Ich kann aus Unterredungen mit leitenden serbischen Politikern aller Parteien erhärten, daß man in Belgrad dieses schöne Spiel der dynastischen Rückversicherung ganz durchschaut hat und daß eine starke Partei in Serbien fest entschlossen ist, sich nicht mit der Abdankung Peters zu genügen, sondern die Absetzung der Dynastie Karageorgewitsch durchzuführen. Die Spitzen dieser Bewegung wollen lediglich abwarten, ob die europäische Konferenz, deren Zusammentritt ja vornehmlich wegen des Programmpunkts über serbische Kompensationsansprüche (?) fraglich geworden ist. irgendwelche Aussichten für Serbien bietet oder nicht.

Das dynastische Drama, das sich in Serbien gegen die Karageorgewitsch vorbereitet, wird dieses Mal voraussichtlich ohne Blutvergießen über die politischen Bretter gehen. Die Bemühungen der Regisseure wären sonst ebenso vergebliche wie nach der Vernichtung des Hauses Obrenowitsch. Es wäre an keinem Hofe ein marktfähiger Prinz aufzutreiben. Der serbische Wunsch geht wieder nach einem englischen Prätendenten. Und fast hat es den Anschein, als hätten englische Regierung und englische Presse, erstere durch Aufnahme des Kompensationsparagraphen in das Konferenzprogramm, letztere durch die überraschende Behauptung, ein Großserbisches Reich böte die besten Garantien für den Balkanfrieden, dem zu erwartenden Drama schon präludiert? . . .

Rundschau

„Literat! Literat!"

Einen Satz hab ich mir festgestellt, folgenden: „Ich protestiere dagegen, daß das Wort „Literat" in wegwerfendem Sinne gebraucht werde, in den großen Zeitungen und Gesprächen der Deutschen."

Nachher erschien es mir lächerlich, gegen ein Wort zu protestieren. Und wenn es noch so sehr mit seinen vielen T den gepreßten Klang niederfallender Dreschflegel nachahmte .... Denn vielleicht weiß eigentlich niemand recht, was das ist: ein „Literat", und deshalb eben als etwas Undeutliches, Finsteres wird es als Schimpfwort dem Gegner an den Schädel geschleudert ... Oder steckt doch eine Sache hinter dem Wort? in dieser schwarzen Ruß-Kugel?

Literat: der Schriftmensch, der Kunstmensch, dem das Leben nichts ist als Stoff für Kunstwerke, Anlaß zu Worten und gedrängt-vollen Sätzen, der nichts tut als Vergleiche erfinden, Dialoge steigern, über die Inversion eines Attributs nachdenken, der sein Leben ohne interessante Abenteuer mit Arbeiten und Bemühungen am Schreibtisch hinbringt ...

Aber das eben mißfällt dem Kritiker: Was sollen dem Künstler Bemühungen? Wozu arbeiten? Dem wahren Künstler fällt doch alles ganz von selbst ein. Man kann die Kunst nicht betreiben wie einen Beruf. — Und darauf würde ich ohne große Ueberwindung antworten: O ja, man kann die Kunst betreiben wie einen Beruf. Nämlich so, daß alles andere neben ihr unwichtig erscheint.

Das erforderliche großartige, in Begriffen nicht mehr faßbare Talent, kurz, das Genie vorausgesetzt, wird es dem Künstler nicht schwer, um seiner Visionen willen die Realität geringzuschätzen. Es ist gar kein Verzicht für ihn, daß er arbeitet, arbeitet und nichts anderes mehr als Kunst um sich hat ... So stelle ich mir Bach vor. Kann man sich denken, daß neben den ungeheuren Genüssen, die diesen Mann im Schaffen überströmen mußten, noch etwas anderes in seiner Brust Platz hatte. Sicherlich waren nachts auch seine Träume fugiert oder mit Kantaten beschäftigt ... Der Kritiker aber faucht einen Autor mit „Literat" an, und dabei stellt er sich seinen Ideal-Dichter den „Nicht-Literaten" vor als einen Naturburschen, der lächelnd und seiner selbst unbewußt einem beliebigen Tagewerk nachgeht, die Sonne, wie sie will, scheinen läßt, auf die Wanderschaft zieht (ohne Notizbuch natürlich), mit einem Wort „sein Leben ausgenießt". Aber da steckt's eben. Auf dem Heimweg vom Rendez vous kommt ihm das schönste lyrische Gedicht, oder mitten unter Zechern improvisiert er Balladen, oder früh gleich nach dem Aufstehn, während er sich die Hosen anzieht, findet er den Entwurf einer Szene wie auf dem Fußboden liegen. So nebenher all dies. Das ist eben die Inspiration. Sie kommt minutenweise, gefällig, in Pausen des tätigen Lebens, das dem Idealdichter Hauptsache ist und bleibt. Er ist eben ein „Vollmensch", kein „Literat". Seine Leidenschaften gelten einer Frau, einer Reise, einer Unternehmung; nie aber einer neuen Technik des Beschreibens, einer Harmonie, einer Farbenmischung. Deshalb gerade sind seine Werke „natürlich", „ungekünstelt", und wenn auch hier und da Liederlichkeiten und Banalitäten zu spüren sind, das schadet nichts dem großen Geiste des Lebens, der aus dem Ensemble hervorweht, das macht sie nur noch „lebendiger" ..

Nun glaube ich ganz bescheiden: möglicherweise gibt es auch in dieser Art große Künstler. Die ganz Großen jedoch für meinen Geschmack waren gewiß „Literaten".

Flauberts (natürlich muß dieser jetzt genannt werden, endlich!) heroische Schlafrock-Statue tadelt einmal an Musset: il n'a cru ni à lui ni à son art, mes à ses passions. .. Und das ist's, was ich meine.

In letzter Zeit aber ist es Mode geworden, daß die Dichter ihres Berufes sich schämen. Sie möchten Dandys sein oder verlotterte Säufer oder Bauern oder Propheten ... nur nicht Dichter. Sie dichten gleichsam nur aus Versehen, unwillkürlich, widerwillig ... Die Kritik ermuntert sie: je widerwilliger, desto besser. Nur nicht die Sache zu wichtig nehmen! Und kommt einmal ein Werk, von ganzer Seele her geschrieben, blutreich in jedem Wort, keusch, asketisch in reiner Kunst, neben der alle Wirklichkeit erblaßt .. dann macht man ein Kompliment vor der „brillanten Technik", im übrigen etikettiert man es als „artistische Spielerei". ... Mit derartigen Liebenswürdigkeiten hat ein Teil der Presse beispielsweise Heinrich Manns Novellen „Die Bösen" jüngst empfangen, gewiß ein Hauptwerk unserer Epoche.

Vor mir liegen die Briefe Aubrey Beardsleys an Smithers, den Freund und Verleger. (Erschienen im Verlag Hans von Weber, München 1908.) Und da war es mir rührend und eigentümlich, wie karg angedeutet nur die bekannten Kulissen dieser Bühne gegeben sind: die Krankheit, der Katholizismus, Rezepte, Geldsorgen, Wohnungswechsel. Da-

gegen der eigentliche Akteur ist ausschließlich die Kunst. Nur von ihr spricht Beardsley, in bescheidener Ekstase preist er sich glücklich in ihrem Licht. „Die Schaffenslust hat mich derzeit überwältigend erfaßt. Gebe Gott, daß es so bleibe. Es ist doch allzu wichtig, daß solches Zeug gern gemacht werde. Hierorts gibt es nichts anderes zu tun; der Himmel sei dafür gepriesen!“ Zwischendurch wird einmal erwähnt: „Wir haben in letzter Zeit hier Hochflut und Sandstürme und Gott weiß was gehabt.“ Und sofort geht der Brief auf die „Lysistrata“-Zeichnungen über . . . Hört ihr, so spricht ein „Literat“! Was gehn ihn Sandstürme an, er wünscht eine tadellose Reproduktion seiner Zeichnungen, die er zärtlicher liebt als alles, als sich selbst. Einmal geht eine Zeichnung durch Nässe zugrunde. Seine Klage darüber ist fast wütender als die über den sicher herannahenden Tod in demselben Briefe . . . Aber Anatomie will er noch studieren, Perspektive, immerfort schreibt er um Bücher, arbeitet, fiebert seine Seele in seine Linien hinein . . .

Dies würde eine gewisse Kritik nicht hindern, nichts als „seelenloses Virtuosentum“ in ihnen zu finden. Max Brod

Oeffentliche Kunstpflege

Zwei erfreuliche Tatsachen — endlich einmal wieder erfreuliche — sind für die jüngste Vergangenheit in unserer öffentlichen Kunstpflege zu verzeichnen. Die Mitteilung der „Norddeutschen Allgemeinen“, daß Tschudi bleibt — natürlich tut man jetzt offiziös höchlichst erstaunt und als sei nie von etwas anderem die Rede gewesen — und der Beschluß der Stadt Berlin, fünfzehntausend Mark zum Ankauf Leistikowscher Bilder zur Verfügung zu stellen.

Ueber die Tschudi-Affäre hier nochmals zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen, nur sollte man auch über ihren Ausgang nicht so sehr Freude empfinden, als vielmehr die Schmach, daß es so weit hat kommen können. Wichtiger für die künftige Entwicklung scheint mir der Beschluß der Stadt Berlin, sofern man ihn nämlich als ein Symptom auffassen darf, daß man in der Stadtverwaltung endlich anfängt, sich seiner Verpflichtungen bewußt zu werden. Denn es gibt auch ideale Pflichten. Und zu diesen gehört es, daß eine Stadt die künstlerischen Bestrebungen, die in ihren Mauern sich regen, auch tatkräftig unterstützt. Berlin ist dank seiner Stellung als Hauptstadt Preußens der Sammelpunkt aller staatlichen Museen, aber dieser Umstand enthebt es nicht der Pflicht, die beinahe jede kleinere Stadt mit Freuden auf sich nimmt, auch seinerseits sich an der öffentlichen Kunstpflege zu beteiligen, und dieser Pflicht genügt bislang die Reichshauptstadt nur in sehr unzureichendem Maße.

Gerade in dem Streit um die National-Galerie hat es sich gezeigt, wo die Stelle ist, an der die Stadt einzusetzen hätte, um, ohne mit den staatlichen Sammlungen in einen ungesunden Wettbewerb zu treten, ihrerseits ein Teil zum öffentlichen Kunstbesitz beizusteuern. Was Tschudi aus der National-Galerie gemacht hat, ist das Museum deutscher Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, das uns fehlte. Der Raum für eine Galerie zeitgenössischer Kunst ist damit frei geworden. Die ausländische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, die bei uns überhaupt keine Heimstätte hat, ließe sich angliedern. Allerdings wären größere Geldmittel dazu erforderlich als die verhältnismäßig unbeträchtliche Summe, mit der man einem einzelnen Künstler — natürlich erst nach seinem Tode — eine Ehrung zuteil werden zu lassen sich entschließt. Aber in dem Millionenhaushalt einer Weltstadt muß sich Raum auch für ideale Aufgaben finden. Es geht nicht an, diese ganz der privaten Initiative anheimzustellen. Berlin hat die besten Theater, obgleich es keine städtische Bühne hat. Und daß eine Bühne vom Range des Lessing-Theaters Zeit und Kraft an den „Raub der Sabinerinnen“ verschwenden muß, um sich für seine eigentlichen Aufgaben die finanzielle Leistungsfähigkeit zu erhalten, empfinden ernst denkende Menschen als eine beschämende Tatsache. Berlin besitzt ebenso in einer Reihe gut und zum Teil sogar vorzüglich geleiteter Kunstsalons eine Fülle ständiger und ständig wechselnder Ausstellungen, die für die Oeffentlichkeit einen nicht zu unterschätzenden Besitz bedeuten. Diesen Besitz zu einem dauernden zu machen, wäre die Aufgabe eben der Oeffentlichkeit, und in diesem Falle der Stadt Berlin.

Die Sparsamkeit, von der man jetzt allenthalben reden hört, ist ein schönes Ding. Aber Sparsamkeit am unrechten Ort ist nicht weit entfernt von Verschwendung. Die Fest-Dekorationen auf den Straßen, die fast schon zu einer dauernden Einrichtung für Empfänge und Einzüge aller Art geworden sind, gehören in das Kapitel nutzloser Verschwendung öffentlicher Mittel. Eine gute Galerie neuer Kunst wäre eine Bereicherung der Stadt Berlin, und ihr Fehlen muß nachgerade als ein empfindlicher Mangel bezeichnet werden.

Will man der allgemeinen Genugtuung über den glücklichen Ausgang der Tschudi-Affäre sichtbaren Ausdruck geben, so gehe man an die Gründung dieser Galerie, die dem Leiter der National-Galerie seine Aufgabe erleichtern

wird, indem sie eine reinliche Abgrenzung der Gebiete ermöglicht. Die historische Galerie des Staates, die der modernen Produktion nur in gemessenem Abstand zu folgen hätte — wie es sich denn gezeigt hat, daß eine Sammlung der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts erst geschaffen werden konnte, nachdem auch diese historisch geworden —, und neben ihr die moderne Galerie der Stadt, die zunächst nur eine Auslese des Wertvollsten im zeitgenössischen Kunstschaffen zu bedeuten hätte.

Curt Glaser

Männer! Frauen!

Im wunderschönen Sachsen ging ich kürzlich spazieren und befand mich plötzlich im Waldpark zu Blasewitz. Kennt der freundliche Leser den Waldpark zu Blasewitz? Er ist eine Zierde des Landes. Und im Waldpark zu Blasewitz schimmerte mir aus einem stillen Grunde ein rotes Ziegeldach hell entgegen, ein Türmchen saß darauf, malerisch anzusehen mit seinem rostbraunen Helm, während aus dem kleinen Schornstein neben dem Türmchen leichte Rauchwölkchen kräuselten. Trautes Heim! Sollte ein junges Ehepaar sich dieses köstliche Lebkuchenhäuschen gebaut haben? Oder ein Freund des Waldes? Ein Einsiedler? Hinter dem weißen Sprossenwerk der gastlich einladenden Fenster blinken die blühweißen Gardinen, weißes Lattenwerk erwartet den rankenden Wein oder immergrünen Epheu, und an den grüngestrichenen Türen — wie schön diese Farbe zur ockergelben Hauswand paßt! — sind weiße Kränzlein und Blumenfestons gemalt. O Glück! O Häuslichkeit! O Frieden! Doch was sehe ich: Zwei Eingangstüren? Also zwei Familien in dem winzigen Häuschen? Nun gut, nun gut! Raum ist in der kleinsten Hütte... Das Glück im Winkel — kein übler Geschmack; gehört ja sozusagen der ganze Waldpark mit zur Wohnung. Und hat man ein so liebliches Haus im Heimatstil, dann muß man sich zu bescheiden wissen. Wie hatten doch unsere Urgroßeltern in ihren Winzerhäuschen so bescheiden gelebt, ganz ähnlich! In demselben Stil! Eine weiße Tafel leuchtete an jeder Tür — wer mochten die Glücklichen sein, die dieses Sanssouci bewohnten, diese Eremitage? Und neugierig schlich ich näher und las auf jeder der zwei Türen eines dieser Worte: Männer! Frauen!

Ha! Wie ein Wahnsinniger lief ich im Waldpark zu Blasewitz umher, mich schüttelnd vor Lachen. Ist das ein Aufsitzer! Städtische Bedürfnisanstalt. O Heimatkunst! O Potemkinsche Dörfer!

Wanderer! Kommst du nach Blasewitz, dann wisse, daß du in Heimatkunst leben kannst für zehn Pfennig die Viertelstunde. O Wald! O Tannen! O Schönheit! O Heimat!

Joseph August Lux

Politisierung des Theaters

Es wäre zu denken, daß das Theater in unserer Zeit jene Kategorien der bloßen Zweckmäßigkeit, die bis heute unordentlich mit Angelegenheiten der Kunst vermischt waren, reiner und gesonderter erscheinen läßt.

Wie man sich heute darüber klar ist, daß die Kategorie des Theaters, die nur Spannung des Zuschauers bedeuten will, eine in ihren Grenzen durchaus berechtigte Qualität ist, so sollte man ruhig auch allen anderen Funktionen des Theaters, die außerhalb der Kunst liegen, den gleichen Wert als rein soziologischen Qualitäten zusprechen.

Die Vorgänge auf diesem Zweckmäßigkeits-Theater hätten ihren Wert nicht in der Konzentration der allgemeinen Bedeutung und Zeitlosigkeit eines Vorganges, sondern in der Konzentration des Moments. Die Franzosen haben allezeit die besonderen Zweckmäßigkeits-Kategorien des Theaters zu schätzen gewußt. Es war in Paris nie wunderbar, wenn das Publikum rein menschlich gedachte Situationen momentan politisch ausbeutete und beklatschte. Aber die Teilnahme an Vorgängen des reinen Kunsttheaters war freilich stets geringer. Sie wurde in Frankreich ersetzt durch die Teilnahme an den Erscheinungen der Oper, die ja auch nur eine rein soziologische Funktion des Theaters ist.

Daß in Deutschland der „Faust" von der Menge der Zuschauer politisch ausgelegt wird, ist eine Erscheinung, die seit Generationen nicht mehr zu erwarten war. Dieser neue Sinn für die Politisierung des Theaters deutet auf die starke Symbolik der momentanen Lage.

Es wäre nun eine bestimmte Art von Werken fürs Theater denkbar, die auch die Aktualität symbolisch und allgemein bedeutend machten. So etwa, wie es schon Stücke gibt, die die reine Sondererscheinung des phantastischen Einfalles symbolisch deuten lassen. Der Dichter für das Kunsttheater setzt die Gemeinsamkeit des psychischen Erlebnisses beim Zuschauer voraus, und durch die Konzentration der Zeitlosigkeit individualisiert er den Zuschauer. Der Dichter fürs politische Theater setzt gleichartig eine Voraussetzung, aber die der Gemeinsamkeit des äußeren Erlebnisses. Seine Konzentration der Aktualität ist negativ; sie erfolgt gleichsam durch Aussparen gewisser Stellen, in die der Zuschauer individuelle Nuancen der Tagesvorgänge hineindeutet. Der politische Dichter sozialisiert daher den Zuschauer.

Ludwig Rubiner

Böcklin

Wilhelm der Zweite mag ihn nicht, und Julius Meier-Graefe mag ihn nicht. Schade. Direkt aber bös ist's, daß ihn jetzt gar so viele „mögen", die von der Art derer sind, die ehedem Paul Thumann „mochten". Ein wie schlechter Maler er auch gewesen sein mag (zwiefach: im Sinne des Kaisers und im Sinne des Kiefers): Für eine gute Stube ist er dennoch zu gut. Auch für die heutige, die „Jugendstil" hat. Ja: für die noch mehr, als die alte, die „Renaissance" markierte. Denn die Fülle seiner Gesichter wirkt in dem leeren Liniengefasel, zwischen dem schwindsüchtigen Geblümel und dem Gespreitze dieser dünnbeinigen Möbel, die wie Ausrufezeichen der Ungemütlichkeit sind, so deplaziert, wie eine Priapusherme in einer reformierten Kirche.

Otto Julius Bierbaum

Die Witzblattredakteure

In München soll im vorigen Monat eine Versammlung sämtlicher Witzblattredakteure Deutschlands stattgefunden haben. Und in dieser Versammlung, die unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit tagte, beschloß man, für die Folge alle Witze, die sich gegen den Militarismus richten, nur nach „gemeinsamer" Prüfung abzudrucken.

Die Witzblattredakteure zeigen ein bewunderungswürdiges Solidaritätsgefühl; man will nur noch ganz harmlose Witze gegen den Militarismus bringen — da es den Witzblattredakteuren ganz klar ist, daß sie sämtlich ihre Situation verlieren, sobald der Militarismus in der jetzt bestehenden Form beseitigt wäre; wer die Veranlassung zu dieser „Schonung" unseres Militärs gegeben hat — das weiß man leider nicht.

Paul Scheerbart

Leistikow / Salon Cassirer

Wie die Natur auf den Bildern der italienischen Hochmeister der prangend helle Garten ist, ein schönumfriedetes, von „Königen und großen Herren" gebändigtes, den Festen ihres herrischen Lebens dienend gehorsames Dasein; wie die geistig sinnliche Begier des zeitgenössischen Galliers sie sich unterwirft, bis sie der hungrig unersättlichen Lust seines Auges als glühend rastloses Spiel sich bietet —: so sah der deutsche Meister sie von je als ein einsam Unberührtes, ungebändigt Ueberwältigendes, als den dunklen Strom, aus Verborgenem brechend, in Verborgeneres mündend, als die verhüllte ewige Mutter, die, während sie das kalt erstarrte und ihr abgewandte Herz mit plötzlichem Versehren erbarmungslos wild überkommt, das bange nach kindlicher Heimkehr verlangende, sehnsüchtig der nährenden Brust entgegendrängende, mütterlich milder Hand liebkost und still besänftigt; ein hungriges muß es nach der Erfüllten begehren, ein unbehaustes die uralte Heimat suchen, ein umgetriebenes bei der wurzelnd Unbewegten ruhen, ein einsames sich die Einsamste gewinnen. — Ich zeige dir die Bilder Leistikows, dieses innigen deutschen Meisters; sieh, hier ist der Wald; den Wald liebte er, als sprächen seine Stimmen wie aus dem Munde und Herzen der dunklen Mutter; wie oft hat er ihn nicht gemalt —: den Wald, auf sanften Hügelwegen die schilfigen Ufer des Sees begleitend und versunken schweigsam in ihm sich spiegelnd; das heiter lichte Grün einer jungen Birke, milde getragen von dem rötlichen Braun und herben Dunkel ragend alter Stämme; ein schimmernd einsames Haus zwischen finsterem Geäste, und, im helleren Grün des jungen Wuchses, die niedrige weiße Pforte; das verzehrend helle Winterlicht auf vom rauhen Reife glitzernd starren Zweigen; das Gewölk — das helle und das regentragend düstere, geballt reglose, und das stürmische, getriebene —, wie es weich über den dunklen runden Kronen ruht; die gold und lila Schleier, hell der späten Dämmerung entsinkend, und den wehend blauen Hauch des Abends. Sieh diese anderen Bilder; hier ist das Schneegebirge, sein ernstes Weiß und herzliches Braun, der tiefe Schatten seiner düster kühlen Klüfte, das eisig schwarze Grün des kleinen Sees an seinem steinern uralten Fuße; hier ist das Meer, das dem Hauche des jungen Morgens funkelnd erwacht, die Reife sommerlicher Felder, die Bank im Schatten; hier sind weiße und gelbe Segel der Schiffe in stillen Kanälen, Wege, Gärten, Baumblüte und Wiesen —: stets siehst du eine Natur, die verschwiegen, ernst, frei und einsam ist — einsam, nicht weil der Mensch sie verlassen, sondern weil er ihr sich völlig hingegeben hat, in sie eingegangen und unfaßbar in ihre geborgen ist. Der Mensch steht nicht mehr, sie betrachtend, vor der Natur, sondern ruht selig und nackt im Innersten ihres Herzens; ihr Licht — auf diesen Bildern ein verhangenes, verhaltenes, beschattet ernstes, herbstlich mildes Leuchten — ist sein stilles Auge geworden, seine Empfindung hat sich in ihre Gestalt, ihr Leib sich in seine Seele verwandelt, und ihr Schoß umschließt sein Leben und verhüllt es wie der erkorene Stamm des heiligen Hains die träumende Dryade.

Sigmund Simon

Konzertnotizen

Diese Stimmungslosigkeit an Konzertabenden! Im Bechsteinsaal stand Hermann Gura zwischen zwei Flügeln. Der eine wurde benutzt, der andere — ein kleiner Stutz — war verschämt in die Ecke gerückt. Im Blüthnersaal mußte sich die Pianistin Marguerite Melville folgende Szene gefallen lassen: zwei Lagen Notenpulte, zwei Lagen Stühle, davor eine große Kesselpauke, die wehmütig ihren Mann erwartete; rechts ein mächtiger zweiter Flügel, der den seitwärts Sitzenden die Aussicht auf die Spielerin versperrte. Das nennt sich Arrangement von Kunstabenden! :: Im übrigen war Gura auf gewohnter Höhe, während Marguerite Melville mit der Brahmsschen C-Dur-Sonate (Opus 1) Respekt einflößte. :: Gustav Adolf Henckels ist ein hervorragender Konzertkomiker, der Mörikesche Gedichte in Hugo Wolfscher Vertonung zu bester Wirkung bringt. :: César Thomson hat in der Singakademie durch reifes Violinspiel seinem Namen Ehre gemacht. Die Vitalische Ciaconna mit Orgel (Herr Buchmann) war ein erhebender Genuß. :: Elsa Tegtmeier verwischt durch das Pedal ihr Können. Chopin kann nach Ablegen nervöser Hast ihre Domäne werden. :: Der Choralionsaal bot anläßlich des ersten der sechs Abende französischer Kammermusik ein Bild eleganter Gesellschaft. Schöne Frauen, Herren im Frack, meistens Engländer und Amerikanerinnen, und wenige Franzosen. Dem Komponisten Gabriel Fauré (Direktor des Pariser Konservatoriums) war dieser erste Abend gewidmet. Er saß persönlich am Flügel, während ihm die Herren Flesch, Freund, Loevensohn sekundierten, als sein E-Moll-Klavier-Quartett (Opus 45) zu Gehör gebracht wurde. Kein erfreuliches Werk. Weit besser schnitt Rudolf Ganz mit dem Fauréschen Es-Dur-Nokturne und As-Dur-Impromptu ab. Als Stimmruine stellte sich Mme. Ida Reman vor, die vom Komponisten Fauré vier Lieder markierte. :: Ottilie Metzger erfreute durch Frische ihres pastosen Alts, ihr Partner, Herr Erhard (Quettenabend im Beethovensaal) durch intelligenten Vortrag.

Max Olitzki

Die Konzertdirektion Hermann Wolff hat für folgende Konzerte der nächsten Woche: Paula Stebel, Bertha Bloch-Jahr, Severin Eisenberger, Böhmisches Streichquartett, Franz Naval, Johannes Messchaert, Ernestine Schumann-Heink, Eugène Ysaye, Avani-Careras uns die Billets verweigert, weil sie mit unsern Kritiken unzufrieden ist. Das wird uns nicht hindern, auch weiterhin ein objektives Bild der Konzertwochen zu bringen.

Die Redaktion

Politische Gedichte

Pro Patria

Für das Vaterland zu werben,
preist als Tugend die Geschichte.
Für das Vaterland zu sterben,
preisen Körnersche Gedichte.
Für das Vaterland zu brennen,
für das Vaterland zu rauchen,
wird man lobenswert zu nennen
sich nicht zu entblöden brauchen.
Kurz: fürs Vaterland zu bluten,
galt seit je als äußerst rühmlich,
und es war von allen Guten
stets den Besten eigentümlich. . . .
Deutscher, die Gelegenheiten,
solchermaßen Ruhm zu schinden,
will Herr Sydow dir bereiten.
Möge er dich würdig finden! —
Wirb! — Im Inseratenteile
wird das Vaterland dich fassen.
Stirb! — Der Fiskus naht in Eile,
zählend was du hinterlassen.
Brenne! — Sei dein Licht am Gase,
sei's elektrisch dir entzunden, —
glaube nur, Herrn Sydows Nase
hat dies schnell herausgefunden.
Rauch'! — und siehe: die Havannah
prangt im Schmuck der Banderole.
Denn du paffst sie — Hosiannah! —
deinem Vaterland zum Wohle. . . .
Helft, ihr Deutschen, helft dem Guten,
helft dem Sydow aus dem Dalles!
Ja, ihr dürft für Deutschland bluten. —
Deutschland, Deutschland über alles!

J. Diot

Provinzbanken

In der alten Römerstadt Bonn herrscht bittere Erregung. In der Hundsgasse versammelt sich das Volk; Bauern, Handwerker, Witwen und gut situierte Rentiers umlagern das einfache Haus, wo die Bonner Bank für Handel und Gewerbe ihr Domizil aufgeschlagen hatte. Ihr Antlitz entfärbt sich, als ihre Blicke auf ein Plakat fallen, dessen Inhalt das Unheil verkündet. Der Aufsichtsrat hat beschlossen, so wird den Wartenden in knappen Worten gemeldet, einer Generalversammlung die Liquidation der Bank vorzuschlagen; und der Vorstand hält sich für verpflichtet, „um Bevorzugungen zu vermeiden, weitere Auszahlungen vorläufig nicht anzunehmen". An alle Gläubiger wird die „ernste Bitte" gerichtet, von solchen Schritten abzusehen, die eine ruhige Abwicklung vereiteln könnten. Die Ermahnung verfehlt ihren Zweck. Die Polizei hat Mühe, die Massen von Tätlichkeiten zurückzuhalten. Auf die Direktoren und Aufsichtsrats-Mit-

glieder wird mancher Fluch geschleudert, und an den Biertischen macht sich in nicht minder heftigen Worten die Aufregung Luft. Von nichts anderem wird in der ganzen Stadt gesprochen, und in dem Lärm über die Bankkatastrophe verhallt selbst die Diskussion über den ersten rednerischen Erguß des zweitjüngsten, noch zwanzigjährigen Hohenzollernsprößlings. Selbst die Universitätsprofessoren, denen der junge Mann so weise Lehren erteilt hat, werden kaum noch unter dem Eindruck seiner Worte stehen; gibt's doch jetzt Wichtigeres zu besprechen: den Bonner Bankkrach. Ein paar Tage lang fehlt's nicht an Trostern. Noch ist nichts verloren. Die flüssigen Mittel liegen nur fest, und die Großbanken (an die man sich gewendet hat) werden gewiß helfen. Auch das Zentrumsblatt mahnt die Depositäre zur Ruhe. Die Leiter der Bank, „gläubige Christen", haben nichts verbrochen; und Pflicht aller katholischen Kreise sei es, in diesen schweren Tagen fest und treu zusammenstehen. Die Mahnung bleibt wirkungslos; zweitausend Gläubiger lassen sich selbst unter einen geistlichen Hut nicht bringen. Die Banken lehnen die Stützung ab, weil der Aufsichtsrat nicht einmal Sicherheiten im Werte von anderthalb Millionen Mark aufbringen kann. Und schon vier Tage nach dem Kassenschluß müssen die Direktoren ihre Geschäftsbücher dem Konkursrichter übergeben — — — —

Bis Berlin dringt kaum leises Geräusch. Ein Bänkchen von drei Millionen Mark Aktienkapital scheint nicht der Rede wert zu sein; der Verlust von sechs Millionen Mark Depositengeldern bringt die um des Volkes Sparkapitalien Besorgten nicht in Harnisch. In den Zeitungen werden der neuen Insolvenz nur ein paar Zeilen gewidmet, und an der Berliner Börse hat man kaum fünf Minuten davon gesprochen. Als die Solinger Bank vor vier Monaten zusammenbrach, fand die Presse kräftigere Worte. Deren Aktien wurden an der Berliner Börse notiert; und man hatte damals gerade keinen anderen Stoff. Gibt der Zusammenbruch der Bonner Bank zu prinzipieller Betrachtung keinen Anlaß? Einige Blätter behaupten, der Fall unterscheide sich in keiner Weise von dem Solinger. Das mag, auf den ersten Blick betrachtet, zutreffend sein, doch bei näherer Prüfung ergeben sich wesentliche Unterschiede. Zum Vergleich fordert der Umstand heraus, daß beide Banken durch maßlose Kreditwirtschaft zum Ruin geführt wurden. Die Solinger Bank hatte bei einem Aktienkapital von 3,6 Millionen Mark 8,25 Millionen Mark Kredite gewährt; die Bonner bei nur 3 Millionen Mark Aktienkapital sogar 9,89 Millionen Mark. Im übrigen liegen die Verhältgisse hier ganz anders. In Solingen waren die Bilanzen verschleiert worden, indem man faule Debitoren in Wechselbestände verwandelte. Man ließ sich von den Schuldnern Akzepte geben, die von der Bank, mit der Unterschrift des Ausstellers versehen, in Umlauf gesetzt wurden. Die Insolvenz der Bonner Bank für Handel und Gewerbe wird aber dadurch gerade besonders interessant, daß hier irgendwelche Verschleierung nicht gefunden worden ist, daß nicht einmal den Direktoren eine strafbare Handlung nachgewiesen wurde, sondern daß nur die Festlegung der flüssigen Mittel in nicht realisierbaren Baukrediten den Ruin herbeigeführt hat. Dadurch wächst dieser Fall aus der großen Anzahl der übrigen Bankzusammenbrüche heraus; hier zeigt sich einmal auch in praxi die Möglichkeit, daß Gelder allein durch die Verletzung des Gebotes der Liquidität verloren gehen. Das ist freilich nichts Neues; aber gegen die theoretische Behauptung pflegen die Banken immer einzuwenden, daß ja immer nur unehrliche Direktoren, nicht die Fehler eines Systems den Ruin herbeigeführt haben. Und in jedem einzelnen Falle suchten sie, ähnlich wie der preußische Handelsminister beim Bergwerksunglück zu Radbod, emsig nach einem Sündenbock; und riefen dann aus: „Es handelt sich hier um einen Ausnahmefall, und gegenüber bewußten Buchfälschungen sind wir machtlos!" Wo der Fehler in Bonn zu suchen ist, bedarf nicht langen Nachdenkens. Wenn eine Bank mit einem Aktienkapital von 3 Millionen Mark an eine einzige Baufirma einen Kredit im Umfange des ganzen Aktienkapitals gewährt, kann es nicht wundernehmen, daß die Zahlungen eingestellt werden müssen, wenn diese Firma ihre Grundstücke nicht verkaufen kann. Gewiß ist auch die Gesamtsumme der gewährten Kredite im Vergleich zum Aktienkapital zu hoch, aber man begeht einen Fehlschluß, aus der nackten Bilanzziffer ohne weiteres auf die Unsolidität einer Bank schließen zu wollen. Es gibt in Deutschland eine große Anzahl kleinerer Genossenschafts- und Aktienbanken, die in ihren Bilanzen eine prozentual ebenso hohe Debitorenziffer aufweisen. (Auch bei den Berliner Großbanken ist es nicht viel anders; nur daß die Menge der Kredite das Risiko im einzelnen vermindert.) Namentlich die mecklenburgischen und Oldenburger Banken, die sich hauptsächlich dem Depositengeschäft widmen, verfügen über ein außerordentlich geringes Kapital im Vergleich zu dem Umfange ihrer Depositen und Debitoren. Als Beispiel kann man die Oldenburgische Spar- und Leihbank anführen, die am letzten Jahresschlusse bei einem Aktienkapital von 4 Millionen Mark (und 2,91 Millionen Mark Reserven) über

nicht weniger als 43,97 Millionen Mark Depositen und 17,468 Millionen Mark Debitoren verfügte. So wenig ein so geringes Prozentverhältnis zwischen Aktienkapital und Verpflichtungen für einen Idealzustand zu halten ist, so sehr muß doch berücksichtigt werden, daß selbst die soliden englischen Depositenbanken nur einen niedrigen Sicherheitsfonds in Form des Aktienkapitals besitzen. Es kommt eben darauf an, wie das Vermögen im einzelnen verwaltet wird, und gerade darum muß die Möglichkeit geschaffen werden, von außen her eine Prüfung der Geldanlagen vorzunehmen.

Im Hypothekenbankgesetz ist (im § 28) vorgeschrieben, daß im Geschäftsbericht die „Zahl der zur Deckung der Pfandbriefe bestimmten Hypotheken und deren Verteilung nach ihrer Höhe in Stufen von hunderttausend Mark" sichtbar zu machen ist. Warum führt man ähnliche Bestimmungen wie für die Hypothekenbanken nicht auch für die übrigen Kreditbanken ein? Aus der Bilanz kann nur ersichtlich sein, wie hoch die Gesamtsumme der gewährten Kredite ist; darum wird auch der peinlichste Kritiker niemals zu erkennen vermögen, ob nicht einzelne, die Liquidität der Bank und die Sicherheit der Gläubiger gefährdenden Kredite gewährt worden sind. In Bonn erleben wir bereits den zweiten Fall; bei der Leipziger Bank spielte der an die Trebergesellschaft gewährte Kredit dieselbe Rolle wie hier die Forderung an die Baufirma Theodor Wilhelm Düren.

Ist es nicht geradezu unbegreiflich, daß die Regierung sich sträubt, zur Sicherung der Hypothekengläubiger endlich die notwendigen Vorschriften zu erlassen? Statt aus den Zusammenbrüchen im letzten Jahrzehnt die richtigen Lehren zu ziehen, hat die Bankenquetekommission auf Wunsch der Regierung ihre Beratungen über die Depositenbankfrage abgebrochen. Und um diesen Fehler nach außen hin zu beschönigen, hat man sich damit für befriedigt erklärt, daß die Berliner Großbanken sich freiwillig bereit erklärten, in Zeitabständen von zwei Monaten ihren Status zu veröffentlichen. Zeigen nicht die Insolvenzen von Solingen und Bonn deutlich, daß es gar nicht in erster Reihe darauf ankommt, wie die neun Großbanken ihre Gelder verwalten? Die Uebelstände finden sich in ihrer extremsten Form gerade bei den kleinen Genossenschafts- und Aktienbanken, deren Zahl in Deutschland nahezu fünftausend beträgt. Das sind die Verwalter des größten Teils deutschen Nationalvermögens, aber diese Verwaltung wird ohne jede hinreichende Kontrolle geführt. Die Großbanken haben natürlich von dem Zusammenbruch der kleinen Institute nur Vorteile; je mehr diese in den Augen der Sparer diskreditiert werden, desto größere Summen fließen ihnen zu. Findet sich in den Kreisen der Regierung kein einziger, der endlich die Pflicht zum Handeln erkennt? Keiner, der die Größe der Gefahr richtig einzuschätzen versteht? Muß es denn, wie bei der Berggesetzgebung und der Finanzpolitik, immer erst so weit kommen, daß man die Fehler einsieht, wenn es zu spät ist? Die deutschen Banken unbeaufsichtigt nach freiem Belieben schalten und walten zu lassen, ist eine weit schlimmere Torheit, als sie jemals ein Gesetzgeber begangen hat. Wir steuern nach meiner festen Ueberzeugung in das größte Unglück hinein, das Deutschland auf wirtschaftlichem Gebiet bisher erlitten hat. Die Blüte unserer Industrie beruht teilweise auf dem über Gebühr entwickelten Kreditwesen. Freuen wir uns, daß es bis jetzt gut gegangen ist, daß kein Krieg, keine empfindliche Störung des Handels das morsche Kreditgebäude zum Umsturz gebracht hat. Deutschland ist reicher geworden, und damit hat sich auch die Grundlage des Kreditsystems befestigt. Doch sie ist immer noch zu klein. Hier muß endlich Wandel geschaffen werden, sonst erleben wir beim geringsten Anstoß von außen die Krise. Was wir erlebt haben, ist nicht der Rede wert; weil nur leichte Abschwächungen der Konjunktur den Aufschwung unterbrochen haben.

Auch die Presse mag endlich ihre Pflicht tun; ganz besonders die Provinzpresse. Die Berliner Handelsblätter können unmöglich die Bilanzen all der einzelnen kleinen Provinzbanken prüfen. Dazu fehlt Raum und Zeit. In Bonn oder Solingen die Bilanzen der drei oder vier dort domizilierenden Banken kritisch zu besprechen, ist schließlich kein Kunststück. Konnte es so schwer gewesen sein, in einer Stadt von 50 000 Einwohnern zu erfahren, daß die Bonner Bank für Handel und Gewerbe an die Baufirma Th. W. Düren einen Kredit von drei Millionen Mark gegeben hat? Sicherlich hat man schon lange davon gemunkelt; mindestens die andern Banken haben es gewußt und längst schon darüber den Kopf geschüttelt. Nur in den Redaktionen weiß man nichts; ja die führenden Blätter, die „Deutsche Reichszeitung" und die „Bonner Zeitung" nehmen jetzt selbst ihre Berichte über die Gläubigerversammlungen, den Bankstatus usw. aus der „Kölnischen" und „Frankfurter Zeitung". Und in anderen Provinzstädten ist's nicht besser; auch in Solingen war es nicht anders. Wenn man (was begreiflich erscheint) sich keinen Handelsredakteur anstellen kann, und die übrigen Redakteure nicht über genügend kaufmännische Vorbildung verfügen, um eine Bilanz beurteilen, eine finanzielle

Nachricht werten zu können, wird doch der Verleger Kaufmann genug sein, um die Redaktion zu unterstützen. Und durch keinen noch so großen Inseratenauftrag darf man sich den Mund stopfen lassen. Hier geht's um größere Interessen: um die Wohlfahrt des ganzen deutschen Volkes. Bruno Buchwald

Neuerschienene Bücher u. Tonwerke

Es werden nur Werke aufgeführt, die eine Beachtung verdienen. Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Goethe-Kalender auf das Jahr 1909 / Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum / mit Schmuck von E. R. Weiß / Verlag Theodor Weicher, Leipzig

Geyer, Emil: Vom Pathos der Zeit / Verlag Haupt & Hammon, Leipzig

Schütt, Walter: Opus 4: Sechs Lieder / Opus 5: Wiegenlied / Gefangen / Opus 6: Vier Lieder / Verlag Albert Stahl, Berlin

Kulturbilder aus dem Simplicissimus: Achtes Bändchen: Sport / Verlag Albert Langen, München

Gysae, Otto: Die silberne Tänzerin / Roman / Verlag Albert Langen, München

Stefan, Paul: Gustav Mahlers Erbe / Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der deutschen Bühne und des Herrn Felix von Weingartner / Verlag Hans von Weber, München

Lagerlöf, Selma: Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen / Verlag Albert Langen, München

Loerke, Oskar: Franz Pfinz / Erzählung / Verlag S. Fischer, Berlin

Im Kampf um die Weltanschauung / Kundgebung des Goethebundes / Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin

Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten / Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt a.M.

Animatus: Die Erkenntnis der bunten Einfalt / Verlag Oesterheld & Co., Berlin

v. Liliencron, Detlev: Leben und Lüge / Biographischer Roman / Verlag Schuster & Loeffler, Berlin

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52

Geschäftliches

Einrichten einer Wohnung von einem ganz neuen Gesichtspunkte zeigt die Wohnungsausstellung in der Tauentzienstraße 10, Berlin, zu deren Besichtigung jede Leserin und jeder Leser eingeladen ist. — Der Hauptschmuck jener Wohnungen ist der Mensch! Ihm ordnet sich alles andere unter und umgibt ihn mit einer Atmosphäre, die zu seiner modernen Art und modernen Kleidung trefflich paßt. Alles dient dem Behagen und der Bequemlichkeit des Bewohners; Zierate, die schreiend hervortreten oder sonst unbequem werden für Körper und Auge, gibt's dort keine. Dennoch sind die Wohnungen schön, die Kunstkritik unserer großen Zeitungen hat das so einmütig bestätigt wie kaum je sonst wo. — Die Ausstellung ist geöffnet täglich von 10—1 und 3—7, Sonntags 12—2 Uhr. Eintritt frei. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, ist der Aussteller und bietet auch in seinem Hauptgeschäfte eine treffliche Auswahl von feinen, preiswerten Möbeln. — Abbildungen gern kostenfrei.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig bei, auf den wir ganz besonders hinweisen.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.